

Her.

Mitteilungen aus dem

Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und
Literatur in Hamburg

8. Jahrg.

Hamburg, April 1915

Nr. 3

Inhalt: Vom Niederdeutschen in der Sprache unserer Marine. Von Geheimrat Gustav
Goedel. — Ferdinand Krüger †. Von Dr. Fr. Castelle. — Rasenstraße (Rattrepel)
und Grimm. Von E. Rud. Schnitger †. — Die „Lammerstraat“ im Weltkrieg. — Kriegs-
briefe. — Rundschau. — Sprachede. — Bücherbesprechungen usw.



Pan.

Zeichnung von Carl Schmidt.

Vom Niederdeutschen in der Sprache unserer Marine.

Von Gustav Goedel.

Der Herr Schriftleiter sprach, als er mich um die folgenden Ausführungen ersuchte, zwar vom „Plattdeutschen in der Marine“, ich war aber so frei, statt dessen „vom Niederdeutschen“ einzusetzen. Mit Bedacht. An sich bleibt sichs ja gleich, aber wer während der Belagerung von Antwerpen die Namen der Forts, Städte, Dörfer, Flüsse, Straßen, Plätze der Umgegend und der Stadt selber mit einiger Aufmerksamkeit studiert hat, dem ist es zum Bewußtsein gekommen, daß wir es dorten mit echtem und rechtem deutschem, niederdeutschem Kulturland zu tun haben und mit einer Sprache, die wir wohl nieder-, aber nicht plattdeutsch zu nennen gewohnt sind. Und so wählte ich den weiteren Ausdruck „niederdeutsch“, einmal weil er sachlich das ganze deutsch-seemännische Sprachgebiet umfaßt, sodann aber auch weil er den inneren Zusammenhang zwischen uns und jenen von den Deutschen neu erworbenen Gegenden ausspricht; einen Zusammenhang, für den wir hoffentlich im kommenden Friedensschluß den rechten Ausdruck finden werden.

Unsere Seemannssprache sprach das Niederdeutsche wie es von Pommern bis Blandern gesprochen wird. Unter dem siegreichen Einfluß des Neuhochdeutschen hat sich äußerlich manches daran geändert, aber der Kern und eigentliche Inhalt und die wirklich seemännischen Ausdrücke sind niederdeutsch geblieben und haben sich von fremden Einflüssen frei und rein erhalten.

Besonders auch von englischen. Es dürfte bei unserer gegenwärtigen, hoffentlich recht gründlichen Auseinandersetzung mit England an der Zeit sein, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß es ein ganz unbegründeter Wahn und Irrtum ist, anzunehmen, daß unsere Seemannssprache englisch beeinflusst sei. Wo es so aussieht, da sind wir die Beeinflussenden und die Engländer die Beeinflussten, denn die beiden Sprachen, dem Englischen und dem Deutschen, gemeinschaftlichen Seemannsausdrücke haben jene von uns, nicht wir von ihnen. Vom Maschinenwesen sehe ich ab. Die eigentliche deutsche Seemannssprache ist der englischen nichts schuldig, sie ist die Mutter, nicht die Tochter der englischen.

Ich entnehme hierfür meinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Seemannssprache“ (Kiel und Leipzig 1902) ein Beispiel aus verhältnismäßig neuer Zeit; die ältere und alte wimmelt von solchen, das folgende aber hat den Vorteil, daß man auf das Datum genau angeben kann, wann das Wort aus dem niederdeutschen Sprachgebiet in das englische gewandert ist.

Yacht. Jenseits des Kanals spricht mans Yot aus, eine Zeitlang sprach mans in Deutschland so nach, eben weil mans für englisch hielt. Jetzt spricht man es, dank dem Kaiserlichen Yacht-Klub, Yacht aus, aber für englisch wirds doch noch von vielen gehalten. Und

es ist doch so deutsch, so niederdeutsch wie nur möglich. Im ganzen Mittelalter gab es in Niederdeutschland Yachten, ja sogar im Oberdeutschen erwähnt 1565 Frohnsperger „Renn und Jagtschiff.“ Vom Rennen, Jagen, Schnellfahren hat es den Namen. In den Niederlanden gab es zu jener Zeit auch schon Yachten in unserem neuzeitlichen Sinne: Spielyachten, Herrenjachten. Eine solche wurde von der holländisch-ostindischen Kompagnie dem König Karl II. von England, diesem üblen Vertreter, aus Anlaß der Verlobung seiner Nichte Maria mit Wilhelm III. von Oranien geschenkt. Der Memoirenschreiber Evelyn berichtet in seinem berühmten Diary: „I sail'd this morning with his majesty in one of his yachts, (or pleasure-boats), vessels not known us till the Dutch E-India Company presented that curious piece to the King.“ —

Als ich Anfang 1876 das Pfarramt in der Kaiserlichen Marine übernahm, war bei ihr noch die Segelschiffahrt im Gange. Es wurde schon aus Sparsamkeitsrücksichten möglichst viel und ausgiebig gesegelt. Man brauchte also „richtig gehende“, befahrene Seeleute, und es genügten, da die Marine noch klein war, die deutschen Küstenbezirke zur Aushebung der nötigen Anzahl Kriegsschiffsmatrosen. Demgemäß sprach damals noch die Marine, soweit das seemännische, zu der Zeit ausschlaggebende, Personal in Betracht kam, niederdeutsch. Nur bei dem in jenen Tagen noch wenig zahlreichen Maschinenpersonal, bei den Matrosen-Artilleristen und Seesoldaten, die „aus dem Reich“ rekrutierten, machten sich rheinische, sächsische, oberdeutsche Mundarten bemerklich, waren aber nicht von dem Gewicht und Einfluß, den die Sprache der eigentlichen Seeleute besaß. Man kann also sagen: vor vierzig Jahren sprach die Marine niederdeutsch.

Das ist aber inzwischen anders geworden. Die Marine ist nicht nur gewaltig gewachsen, sie hat auch eine ganz andere Art angenommen. So mußte sich auch die Sprache ändern. Wir stehen heute mit unseren Linienschiffen, Kreuzern, Torpedobooten, Unterseebooten, Luftschiffen unter der Alleinherrschaft der Maschine. Das brachte eine große Vermehrung des nichtseemännischen, sondern technischen Personals, das schon lange nicht mehr von den deutschen Küstländern niederdeutschen Sprachgebiets gestellt werden kann, für das man das ganze deutsche Reich in Anspruch nehmen mußte, das kein Plattdeutsch kann. Ja, auch für das Seemännische reicht der Ersatz aus dem Niederdeutschen nicht mehr aus, so daß man es heute auch unter den Matrosen auf unseren Kriegsschiffen nicht mehr durchweg sprechen hört.

Bei dem jungen Nachwuchs der seemännischen Unteroffiziere, den Schiffszungen, schon gar nicht. Die kommen aus allen deutschen Gauen und reden mit allen deutschen Zungen. Ebenso die Seekadetten. Bei denen wars schon immer so. Als 1877 der damalige Kronprinz seinen Sohn, den Prinzen Heinrich von Preußen, zur Marine brachte, ließ er sich die Seekadetten, als die nächsten Kameraden des jungen Prinzen, vorstellen. Unter ihnen war einer, ein Pfarrerssohn aus der Pfalz, besonders stramm und hochgewachsen. Ihn

redete der Kronprinz an. Er antwortete in reinem Pfälzisch. Der Kronprinz: „Wie kommen sie denn hierher zur Marine?“ Der Kadett: „Kaiserliche Hoheit, i hab halt immer scho mei Freid dranghabt!“

Vergleichen Töne kann man jetzt alle Tage, auf allen Schiffen, von allen Rangstufen, von allen Dienstzweigen, von allen Truppenteilen der Marine hören. Es sitzen die verschiedensten deutschen Stämme, die sich nur mit Hilfe des Hochdeutschen einander verständlich machen können, um eine und dieselbe Baß herum. Und nicht nur daß alle deutschen Klangfarben der Sprache berechtigt sind, es hält sich auch keiner mehr über eine auf. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie manchem es peinlich war, daß er durch seine Sprache auffiel; jetzt kann jeder getrost reden wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Man merkt es kaum.

Aber das Ausschlaggebende ist das Neuhochdeutsche geworden. Die amtliche Sprache des dienstlichen Verkehrs ist unser „Schriftdeutsch“, „nach der Schrift“, wie sie in Schwaben zu sagen pflegen. Auch die Umgangssprache ist durchweg mehr oder weniger hochdeutsch.

Wer aber näher zusieht, bemerkt doch eine gewaltige Einwirkung des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Marinesprache. Wenn einer, der zur Marine kommt, auch noch so hochdeutsch ist, so muß er sich doch bequemen, alle die seemannischen Fachausdrücke, die im Gebrauch sind, zu lernen und recht zu gebrauchen. Und die sind alle niederdeutsch. Zwar haben sich viele bei der Aufnahme ins Hochdeutsche allerlei Änderungen, zum Teil ganz sinnloser Art, gefallen lassen müssen und sind dadurch so verdunkelt worden, daß man ihren Sinn kaum wiedererkennen kann, aber andere sind auch durch den Gebrauch in der Seemannssprache uns erhalten geblieben, die sonst verloren gegangen wären, weil die Schriftsprache sie hat aussterben lassen. Das bedeutet eine wertvolle Bereicherung unseres Sprachschazes, für die alle Hochdeutschen der Marine Dank schuldig sind.

Das alles soll im Folgenden an Beispielen erwiesen werden. Wir zeigen also zunächst an einigen der wichtigsten neuhochdeutschen Seemannsausdrücke ihre niederdeutsche Herkunft auf. Sodann besprechen wir einige Seemannswörter, die in ihrer neuen hochdeutschen Form dunkel sind und hellen sie durch Zurückführung auf das Niederdeutsche auf. Endlich führen wir einige vor, die im gewöhnlichen deutschen Sprachgebrauch nicht mehr, oder nicht mehr so, oder nur vereinzelt im Gebrauch sind.

I.

Wir beginnen mit einem Mann, der in der R. M. eine wichtige Rolle spielt. Es ist der Maat. Und gar der Herr Obermaat! Die Art hat mancherlei Abarten. Es gibt Bootsmanns-, Steuermanns-, Feuerwerks-, Maschinisten-, Unterseeboots-, Funkentelegraphen- und viele sonstige Maate. Maat ist gleich Unteroffizier, Obermaat gleich Sergeant. Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist Geselle, Gehilfe, Genosse; aus dem Mittelniederdeutschen sind die Formen

med-maet- und mategefelle bekannt. Niederländisch maat, davon maatschappy, Gesellschaft. Auch ins Englische ist das Wort gegangen: mate; dort hat es sich teilweise so sehr in seiner Bedeutung erweitert, daß es sogar Ehegenossin, Hausfrau bedeuten kann. In Bremen nannte, nennt vielleicht noch, ein Mädchen das neben ihm in der Familie dienende: maatske. In Nowgorod und im ganzen Gebiet der Hanse war das Wort im Mittelalter bekannt; 1347, 1379, 1564 und öfters kommt in Urkunden vor. 1580 erscheint zuerst die Form Bootsmannsmaat. Die Grundbedeutung ist genau die von Genosse und ähnlich wie Gefelle (von Saal) oder Gefinde, (von sind = Reise, Kriegsfahrt: das Präfix ge bezeichnet einen Sammelbegriff.) Maat ist also Verkürzung von Gimazo. Dieses kommt von maz = Speise. Also einer, der mit dem anderen speist, ein Tischgenosse; dann Arbeitsgenosse, Gefelle, Helfer, Gehilfe. Das Wort ist der Marine so geläufig, daß man einen Hilfsprediger „Pfarrersmaat“ nennen hören kann, auch von Leuten, die sonst dem Niederdeutschen fern stehen, ja gar nicht einmal wissen, daß sie ein Wort dieser Sprache im Munde führen.

„Warschauen Sie mich, wenn das Routineboot klar gepiffen wird!“ sagt der Herr Obermaat zu einem Matrosen. Dieses „war-schauen“ ist ein niederdeutsches Wort, das auch aus hochdeutschem Marinemunde oft gehört wird. Es bedeutet benachrichtigen, warnen, aufmerksam machen, und ist in diesem Sinne neuerdings von der Marine aus wieder in den Sprachschatz von Zivilisten, ja von spielenden Knaben in Kiel übergegangen. Im Mittelniederdeutschen ist das Wort in der Form warschuwun oft bezeugt, nicht bloß für den seemännischen Gebrauch, sondern auch bei den Landratten in Ostfriesland, im Saterland, auf Wangeroog. Es hat zwei Bestandteile; „war“ ist unser „wahrnehmen, wahren = beachten, merken, erfahren“, ostfriesisch: „it kan't nat war worden“, ich kann es nicht erfahren; „schauen“, schuwun = scheuen, scheu machen, scheuchen. Das Ganze also: jemanden aus seiner Ruhe aufrütteln, damit er von einer Sache Kenntnis nehme. Es gibt ein höchst seltenes Buch aus dem Jahre 1673 mit folgendem nicht unbedeutenden Titel: „Beschrijving van der Kunst der Seefahrt, darin durch gewisse Grund-Regulen wert angewiset, wo men en Schip aver See, von dem einen Platse tho dem andern bringen sal, Allen jungen und unerfahrenen See-Lüden tho dienst und sündelicken Nutzen thosamen gebracht und in der Neddersarschen Sprach Beschreven dorch P. V. D. S. Leff-hebber der Navigatie. Lübeck, Gedrukt by Seel. Schmalherzens Erwen 1673. Dese Bocken werden von dem Autor mit egender Hand undergeschreven, den Koper thor Naricht, up dat he von den Nadrückers de licht ein Faut hirin begahn möchten nicht achtergahn werde. Werdt verköfft neffens der Herings-Caje in de sphaera mundi in Lübeck.“ Das Buch hat natürlich eine Vorrede, und die überschreibt der Verfasser: „Warschuwung an den Leser.“ In dieser heißt es: „Of wen jemand einige Engelsche Gaten wold ein oft utth segelen und einen Engelschen Loß an Bord hefft, de mag de Loß

wol warschuwen, dat de dütsche Compassen mit den Engelschen ein halben Streck verschelen, up dat durch de Pegeling und Korsch nen Fauten begahn werden."

Die eben erwähnte „Lübecker Herings-Caje“ sollte uns ermuntern, dem niederdeutschen Seemannswort *Kaje* zu größerer Verbreitung zu verhelfen. Es ist wahrhaft beklagenswert, daß sonst ganz gut deutsch gesinnte Leute anstatt *Kaje* *Quai* sagen, „der *Quai*“, wo „die *Kaje*“ doch jahrhundertlang an den Küsten Deutschlands im Gebrauch war und von da aus durch Flandern nach Frankreich gewandert ist. Wenn es auch wirklich keltischen Ursprungs ist und *Jagd*, *Jagdzaun*, *Einzäunung*, *Mauer* bedeutete, so hat es doch seinen seemannischen Sinn bei uns bekommen, und wir sollten es als alte selbständige niederdeutsche Weiterbildung in Ehren halten und zu Ehren bringen. 1628 machten die Franzosen einen mißlungenen Anschlag auf Dänende. (Ob sie dabei auch betrunken waren?) Davon wird 1681 berichtet: „In dieser Gestalt kommen sie an die *Kaj*.“ Der alte niederdeutsche *Kilianus* schreibt *Kaeje*; ausgesprochen lautet es aber auch nicht anders als *Kaje*.

Damit tiefer gehende Schiffe an die *Kaje* gehen können, muß öfters gebaggert werden. Auch dieses niederdeutsche Wort gebraucht vielfach eine oberdeutsche Zunge. Es bedeutet eigentlich „Schlamm aus dem Wasser schöpfen“. Aber neuerdings, z. B. bei der Erweiterung des Kaiser Wilhelm-Kanals, wird großartige Arbeit mit Trockenbaggern geleistet, die jetzt Erdbewegungen vornehmen mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, von der man sich noch vor dreißig Jahren nichts hat träumen lassen. Dem Substantiv *Bagger* liegt ein niederdeutsches Wort *Bag* zugrunde, welches *Sack* bedeutet und mit *Balg*, *Tierhaut* zusammenhängt; daher „*Sack* und *Pack*“, *Bagage*, *Palet*, *packen* usw. Ursprünglich war der *Bagger* ein höchst einfaches Werkzeug, ähnlich einem Obstpfücker oder einem Klingelbeutel: an einem Stiel ein Ring mit einem Säckchen daran, und hieß *Bag*; davon hieß die Tätigkeit, die mit ihm ausgeübt wurde, *baggern*. Nun kamen gelehrte, offenbar hochdeutsche Wasserbaumeister dazwischen und suchten nach einem wissenschaftlichen Namen für das vervollkommnete, inzwischen zur Maschine herangewachsene Werkzeug. Sie kehrten aber nicht zu dem ihnen unverständlichen *Bag* zurück, sondern machten aus dem daraus entstandenen Zeitwort *baggern* das Substantivum *Bagger*, das noch gar nicht so schlecht geraten und wenigstens kurz ausgefallen ist; es hätte auch „*Ausschlammungsmaschine*“ daraus werden können, und dann war das Niederdeutsche um seine Ehre gebracht.

Doch gehen wir an Bord eines Schiffes; wir habens ja ohnehin hauptsächlich mit dem Manne „vor dem Mast“ zu tun. Gemeint ist der *Fockmast*. Über seinen Namen haben sich schon viele die Köpfe zerbrochen, namentlich solche, die das niederdeutsche Zeitwort *focken* nicht kennen. Wem es aber bekannt ist, der weiß wohl auch, welch reiche, vielseitige Bedeutung es hat, nämlich ausgerechnet jede, die unserm hochdeutschen „ziehen“ zukommt, das bekanntlich sehr

vielseitig ist. Hier kommt der Sinn in Betracht, in welchem ein Pferd oder ein Ochse „zieht.“ Die Fock ist das größte Segel am Fockmast. Hinten hat manches Schiff einen Treiber, warum sollte es nicht vorne einen Zieher haben?

„Hinten“ ist aber ein Versehen, es muß „achtern“ heißen, wenn wir uns seemannisch ausdrücken wollen. Denn vielleicht findet kein anderes niederdeutsches Seemannswort für sich allein oder in Zusammensetzungen so reichlich Verwendung wie dieses; von dem gewichtigen Substantivum Achterstevan oder Achterdeck an bis zum einfachen Adverbium achtern oder Adjektivum achter. Hochdeutsch „after“. Die Verschiebung von f zu ch findet sich im Niederdeutschen vom 9. Jahrhundert an bis auf diesen Tag häufig. Man denke an Kraft = Kracht; Luft = Lucht; Graft = Gracht. Man denke an die holländische Gesundheitsregel: (Den Kopf kalt, die Füße warm) „het achterpoortje open.“ Man denke an die westfälischen Sprichwörter — der Leser wolle mir verzeihn, das Volk pflegt sich recht deutlich auszudrücken — „Dat get achterårs as de Hane krasset,“ oder: „vör bitt hä, achter schitt hä“, wenn einer zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt, wie jener Mann, der Birnen aß und dabei seine Notdurft verrichtete. — Wenn ein Mensch in seinen Verhältnissen rückwärts anstatt vorwärts kommt, wenn ihm alles verkehrt geht, so sagt der Seemann wohl: „Er segelt über den Achterstevan“, d. h. er bekommt den Wind von der verkehrten Seite in die Segel, wird also rückwärts getrieben, befindet sich in sehr unerwünschter und gefährlicher Lage.

Wenn man auf einem Schiff achtern steht und das Gesicht nach vorne wendet, so heißt die rechte Seite des Schiffes Steuerbordseite, die linke Backbordseite. In Bezug auf diese beiden Ausdrücke ist viel mit der Stange im Nebel herumgefahren worden. Die Sache wird aber einfach und klar, wenn man sich ein Boot aus der Wikingerzeit ansieht. In solchem saß der Steuernde hinten und beugte sich nach rechts über den Bord mit dem Oberkörper, den Kopf nach den Bug gerichtet, und steuerte freihändig. Was lag näher, als den Bord, über den er steuerte, Steuerbord zu nennen. Natürlich drehte er dabei dem andern, linken Bord den Rücken zu. Da der Rücken niederdeutsch Back hieß, war es eben so natürlich, diesen Bord Backbord zu nennen. Zuerst bin ich dem Worte in dem niederdeutschen „Seebuch“ von 1400 begegnet: „Unde sal so inssegelen, dat he tweedeel van dem watere schall hebben an backbort van ane“. Also ein kostbares, echt niederdeutsches Erbstück, dessen Grundbedeutung etwas Gebogenes, Gekrümmtes, „Rücken“ ist, etwas Rundes, Rundliches, eine Backe, wie wir hochdeutsch sagen. Diese Bedeutung kommt allen sechs verschiedenen Arten von Wörtern mit Back zu, die an Bord gebraucht werden. Sie hier aufzuzählen, würde zu weit führen.

Es dürfte überhaupt genügen, im Vorstehenden aufgezeigt zu haben, welch einen wichtigen Platz das Niederdeutsche sich in der hochdeutschen Seemannssprache behauptet hat. Die Beispiele ließen sich

leicht verzehnfachen, aber wir glauben bewiesen zu haben, was zu I. zu beweisen war.

II.

Oft genug steht mancher vor einem neuhochdeutschen Seemannswort und sieht es fragend an, aber es gibt ihm keine Antwort über seinen Sinn, weil es auf seinem Wege vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen eine Veränderung erfahren hat, die es beinahe ganz unkenntlich und dunkel macht. Zur Aufhellung werden dann die seltsamsten Vermutungen weit hergeholt. Kein Wunder, daß dadurch das Wort nur desto dunkler wird. Es bekommt erst wieder Licht, wenn man mit dem Niederdeutschen in die Verwirrung hineinleuchtet und das Wort auf seinen niederdeutschen Ursprung zurückführt.

Ich nenne zuerst das vielumstrittene Wort Dückdalben. So heißen bekanntlich die zu dreien mit einander verbundenen Pfähle in einem Hafen oder Fahrwasser zum Festmachen von Schiffen. Der Herzog von Alba hieß in den Niederlanden Duc d'Albe, im Munde des Volkes Ducdalf. Da hat man denn allen Ernstes behauptet, dieser Mann so üblen Andenkens habe wenigstens etwas Gutes geschaffen und in den Dückdalben seinen Namen auf die dankbare Nachwelt gebracht. Aber niemand hat für diese Behauptung auch nur die Spur eines Beweises beigebracht. Einer hats vom andern abgeschrieben ohne weiter nachzufragen. Da sehen wir denn dem niederdeutschen Seemann genau auf den Mund, dann geht uns ein Licht auf. Er sagt nämlich gar nicht Dückdalben, sondern Dückdallen, und zwar mit dem dunklen niederdeutschen a, das wie o klingt. Und wir wissen aus Stralsund, daß dorten die Pfähle am Bollwerk Dallen heißen. Auch wissen wir aus Ostfriesland, daß man dorten unser Wort Dykdollen ausspricht. Die älteste Bedeutung von Dall ist Baumstamm. Daher der Name des germanischen Gottes Heimdall = Weltbaum; worüber Uhland nachzulesen wäre. Baumstamm = Balken = Pfahl geht die Bedeutungsentwicklung. Die zweite Silbe wäre also klar. Aber Dük? Düken heißt im Niederdeutschen ducken, sich beugen, sich neigen. Und in der Tat sind die Dallen nicht gerade in den Boden gerammt, sondern neigen sich einander zu; also „gegeneinander sich dükende Dallen.“ Nichts kann klarer sein als dieser dem Niederdeutschen zu verdankende Aufschluß. Auch der Plural, den Dückdalben doch darstellt, erklärt sich so. Handelt es sich doch um eine Gruppe von Dallen, die am Kopf durch einen eisernen Ring mit einander verbunden sind. Wenn der Herzog von Alba bei dem Namen Gevatter gestanden hätte, dann wäre der Plural sinnlos, das Wort könnte dann höchstens Dückdalb, allenfalls durch Anlehnung Dückdall, aber nicht Dückdalben oder Dückdallen heißen. Am besten wäre es, wir ließen das b, das sich beim Übergang ins Hochdeutsche unter falschen Voraussetzungen eingeschlichen hat, einfach fallen.

Umgekehrt hat bei gleicher Veranlassung ein niederdeutsches Seemannswort ein b verloren und ist dadurch unverständlich geworden:

labfalen. Es bedeutet Tauwerk mit Teer einschmieren, damit es sich besser hält. Darum mag wohl ein Matrose, der Tauwerk labfalt, leicht denken, daß der Teer ihm ein Labfal sei. Aber nur wenn er aus Hochdeutschland stammt, einer von der Wasserlante wird, wenn er sich darüber überhaupt Gedanken macht, daran denken, daß er ja zum Labfalen einen Lappen, niederdeutsch Lap, in der Hand hat, mit dem er das Tauwerk salbt, und hat dann sofort das Richtige: „mit dem Lappen salben.“ „Lapsalven“ schrieb einst schon der alte Kilianus, verstand es allerdings so wenig, daß er meinen konnte, es heiße so viel wie Quacksalben. Der Irrtum mag dadurch entstanden sein, daß man früher einen Kasten mit Lappen zum Verbinden von Wunden und mit Pflaster und Salben an Bord hatte, einen „Pflasterkasten“, den man damals „Lapdose“ nannte. Lappen und Salben zusammen in einem Kasten — man kann den guten Kilianus entschuldigen, aber man tut es natürlich mit dem gewissen bedeutsamen Lächeln eines der's besser weiß und der in der Lage ist, auch noch Labstausch zum Vergleich heranzuziehen.

Labstausch ist ein Gericht, das die bekannten ältesten Seeleute, auch wenn sie schon lange nicht mehr zur See fahren, z. B. unsere Marinevereinsmitglieder, bei festlichen Veranstaltungen mit mehr oder weniger echter Begeisterung zu genießen pflegen, bestehend aus Kartoffeln und Rindfleisch zu Mus zusammengestampft. Ehrlich gestanden, kein unbestrittener Genuß, zumal an Bord, wo man den Labstausch aus präserviertem Rindfleisch und präservierten Kartoffeln herstellt. Aber die Erinnerung an frühere, wenn auch oft beschwerliche Zeiten, namentlich an die fröhlichen, goldenen Tage der blühenden Jugend verschönt und verklärt gar manches. Was bedeutet Labstausch? Statt Lab müssen wir das niederdeutsche Lap einsetzen und das ist das hochdeutsche Lappen; aus Lappen, Bauchlappen, Bauchlappenfleisch ist die Speise anfänglich hergestellt worden, ganz klein geschnitten oder gehackt. Hackfleisch wäre also die sinngemäße Übersetzung der ersten Silbe. Und die zweite? Rausch kennt man im Hochdeutschen nicht, aber im Niederdeutschen ist wohl bekannt in der Form Raus = Schüssel. Also: Hackfleischschüssel ist das Ursprüngliche, aus einer Zeit stammend, in der es noch keine Kartoffeln gab. Die sind später als etwas Nebensächliches hinzugekommen, wie das mittelniederdeutsche Zeitwort lappen beweist, das ins Lateinische mit farcinare übersetzt worden ist, eine „Farce“ machen, aus gehacktem oder sonstwie zerkleinertem Bauchlappen. Jetzt tuts irgendwelches Rindfleisch, an Bord natürlich in jenem präservierten Zustand, in dem es in einzelne Strähne auseinander fällt und durch den es unserm Janmaat zu unzähligen grausamen Scherzen Stoff und Veranlassung gibt.

Scherzhafterweise ist auch oft genug schon das „Kielschwein“ grunzend geschlachtet und zu Karbonaden, Wurst und Schinken verarbeitet worden, der Dauerverware, die jetzt für unsere Kriegsernährung eine so wichtige Rolle spielt. Und doch ist das Kielschwein weit davon entfernt, ein Schwein zu sein. Es heißt zwar auch niederdeutsch

Swin, ebenso wie Schwein, aber es ist doch ein ganz anderes Wort, nämlich nicht das Femininum von Su (Sau), sondern das Wort, das wir im Hochdeutschen in der Form von „geschwind“ haben und das bekanntlich ursprünglich gar nicht schnell, sondern stark bedeutete. (Ein starker Bote ist rascher denn ein schwacher, darum entwickelte sich die Bedeutung stark zu geschwind.) Swin heißt also Verstärkung. — In der Lat ist Kielschwein eine Verstärkung des Kiels. Der Schwund des d im Auslaut bildet keine Schwierigkeit. Im Rheinfränkischen kann man heute noch hören, wie eine Hausfrau ihre Magd mit den Worten: „Schwinn, Schwinn“ zur Eile antreibt. Im Inlaut bleibt das d. Lübecker Chronik: „Do bouten se en slot, unde is ein swinde vast hus.“ Lübecker Passional: „Dar weren sulen vom glaze, de weren swynde grot.“ Im Jahre 1616 wurde in Hamburg ein niederdeutsches Fastnachtsspiel „Scriba“ aufgeführt. Eine Bäuerin will ihren Sohn Latein lernen lassen und sagt: Herr Schryver, he haft suß en schwinden vorstand, he schol dat Lactyn wol grypen mit der Hand.“ — Anno 1498 in der ersten niederdeutschen Ausgabe des Reinke de Vos heißt es: „Reinke log ser en swinde. Brun folgte en na alse ein blinde.“

Weil wir gerade bei den Tieren sind, seien noch drei andere Tiere genannt, die in der hochdeutschen Seemannssprache vorkommen, die aber auch das Niederdeutsche ihres Tiercharakters entkleidet: Pferd, Esel und Kuh. Pferde nennt man die Tawe, die in kleinen Bogen von der Raa herunterhängen, in denen die Matrosen mit den Füßen stehen, wenn sie Segel los oder fest machen. Sie treten also auf diese Tawe. Treten heißt niederdeutsch pedden und perren oder auch — um beiden gerecht zu werden — perden. Also „Perd.“ Da kamen kluge hochdeutsche Leute, denen Perd nicht fein genug war und machten flugs Pferd daraus. — Eselshaupt ist ein Wort, das den Erklärern viel zu schaffen gemacht hat; besonders weil sie an dem Esel, der gar kein Esel ist, festhielten. Da mußte denn das Haupt erhalten. Ein sonst sehr verständiger Mann meinte, es müsse Eselshuf heißen. Sachlich bedeutet Eselshaupt, oft auch noch Eselshofd, das Verbindungsstück am Kopfe des Mastes, durch das die Stänge mit dem Mast verbunden ist. Kopf und Schulter gehören zusammen, Schulter heißt niederdeutsch Uffel, Ufel. Also Ufelshofd. Daß das Wort in dieser Gestalt nicht nachweisbar ist, wenigstens zur Zeit nicht, braucht uns nicht zu beirren. Das kann Zufall sein. Es kann sich auch noch einmal finden. Wozu ich (a. a. D.) bemerkte: Aber wenn auch nicht, so ist damit nicht bewiesen, daß es überhaupt nicht vorkam, denn wenn es nicht zufällig in eine alte Urkunde geriet, wer hätte es aufschreiben sollen? Wer schreiben konnte, das waren die Mönche, und die kannten das Wort nicht, oder hatten keine Veranlassung, es aufzuschreiben. Und wer das Wort kannte, das waren die Seeleute, aber die konnten nicht schreiben. Daß aber das mittelniederdeutsche Ufel auch Esel hieß, könnte nach dem Beispiel Asinus = Esel vermutet werden. Es wird aber bewiesen durch ein altes oldenburgisches handschriftliches Gebetbuch vom Jahre

1413, in dem die Stelle vorkommt: „Bedenk, wo se up sine klenlike eselen dat sware cruce leyden.“ — Ruhbrücke erinnert uns an die Frage: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ Was hat die Ruh an Bord zu suchen? Wir haben da auch wieder so eine hochdeutsche Verschlimmbesserung. Das Niederdeutsche hat das Richtige: „Ruhbrücke, Ruh = Vertiefung, Einsenkung, Höhlung, Loch, Grube, Grab. Dementsprechend hieß der Raum zwischen Back und Schanze als der niedrigere: „in der Ruh“, und die darüber führende Brücke „Ruhbrücke.“

Nicht jedes Schiff hat eine Back und eine Schanze, kleinere behelfen sich mit einer Pflucht. Nach Doornkaats Ostfries. Wörterbuch verhält sich damit so: „Auf kleinen Schiffen und namentlich solchen, deren Raum offen ist und die kein eigentliches Deck oder Verdeck haben, ein abgezimmerter, mit einem Deck oder Verdeck versehener kleiner Raum im Hinter- und Vorderteil von Fluß- und Wattschiffen oder Sjalken, welche im Hinterteil die Stelle einer Kajüte auf großen Schiffen vertritt und als solche Achterpflucht heißt, während die Förpflucht oder der bedeckte und abgezimmerte Raum im Vorderteil des Schiffes auch Forunder genannt wird.“ Hier sieht man, wie böse Beispiele gute Sitten verderben. Selbst ein Mann wie dieser treffliche ten Doornkaat hat sich vom Hochdeutschen anstecken lassen und Forunder anstatt Forumer, und Pflicht statt Plicht geschrieben. Es hat nämlich dieses Wort gar keine Gemeinschaft mit ethischen oder irdendwelchen anderen Verpflichtungen, sondern ist auf dem Wege vom Nieder- zum Hochdeutschen aus Plicht verballhornt. Und Plicht ist ein altes niederdeutsches Wort für Decke, niederländisch plecht, plicht, auf Wangerog pliucht, dänisch pligt; auch ins Englische hinübergewandert: plight. Das alte „Bremer Wörterbuch“ schreibt Pligt. Ursprünglich nur oder doch hauptsächlich die bedeckte Stelle vorne im Schiff, denn Kilian übersetzt plecht mit prora, und ein Anker, der da seinen Platz hat, heißt heute noch Plichtanker, im Boot gibts vorne eine Bootspflucht, und die Laufpflucht ist der Ort vorne, wo der Matrose seine Toilette und anderes macht.

Ein Schulbeispiel für die hochdeutsche Verdunkelung eines niederdeutschen Seemannswortes finden wir in „löschen“. Ein sonderbares Wort! Die Ladung brennt doch nicht und hat auch keinen Durst! Um das Rätsel zu lösen, müssen wir eben auch wieder das Niederdeutsche zur Hilfe rufen. Da heißt es lösen oder lösen. Also die Ladung vom Schiffe losmachen oder das Schiff von der Ladung; weshalb man eben so gut sagen kann: Das Schiff wird gelöscht als: Die Ladung wird gelöscht. Im „Bremer Wörterbuch“ heißt es: „loffen, ein Schiff ausladen. Einige Oberländer sprechen unrecht löschen.“ Ja sehr unrecht, aber löschen wieder in lösen zurückzubilden, dürfte uns kaum gelingen. Dazu hat es sich in unserem modernen Sprachgebrauch zu fest eingebürgert. Wir müssen uns wohl damit begnügen, die Herkunft und Bedeutung festgestellt zu haben.

Auch hier ließen sich die Beispiele leicht vermehren. — Um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, wollen wir statt dessen noch ein Wort

anführen, bei dem uns die niederdeutsche Form anzeigt, was die Hochdeutsche nicht beweist, daß das Wort nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Lateinischen stammt: *Schleuse*. Es kommt nicht, wie man denken sollte, von *schließen*, denn dann würde es im Niederdeutschen nicht *Slüs* oder *Sluys*, sondern *Slut* oder *Sluyt* heißen. Das ist aber nicht der Fall. Also muß das Wort, nach der Verschiebungszeit aus der Fremde eingewandert sein. Und zwar aus dem Mittellateinischen *exclusa*, *sclosa* gebildet, das von *excludere* kommt. Zeit: zwischen 800 und 1200, denn die Gräfin Margaretha von Flandern spricht bereits in einer Urkunde vom 30. Oktober 1251 von einer *sclosa* *circa Slepeldam*. Wiewohl die Bedeutung sprachlich gleich ist, ist *sclosa* doch nicht mit *clausura* zu verwechseln, denn sachlich ist unter dieser etwas anderes zu verstehen, nämlich ein natürliches Hindernis für das Wasser — Kaiser Friedrich Barbarossa spricht darüber in einer Urkunde von 1165: *Praeterea obstructionem illam Rheni que vulgo dicitur dam ... removendam ... decernimus, statuentes . . . quatenus praedicta clausura destructa aqua Rheni libera et regia strata sine omni obstaculo ibidem omni tempore fluat et decurrat. Clausura* ist also ein natürlicher Damm, keine *Schleuse*.

Wir dürfen aber nicht denken, daß es dem Niederdeutschen an einem niederdeutschen Wort für *Schleuse* gefehlt hätte. Es hatte eins, und zwar ein sehr treffendes und bezeichnendes: *speye* = künstlicher Wasserabfluß. Das Wort findet sich in einer Verordnung aus Brügge vom Juni 1236. Beim Hochbau hat es sich als (Wasser-) *Speier* bis heute erhalten, beim Tiefbau ist es durch das Lehnwort *Schleuse* verdrängt worden. Begreiflicherweise. Quern hat sich auch müssen durch *Mühle* verdrängen lassen und fristet nur noch in Orts- und Personennamen ein ziemlich unverstandenes *Dasein*. Wenn die Römer mit einer neuen, so viel brauchbareren technischen Einrichtung kamen, so brachten sie naturgemäß auch den lateinischen Namen dafür zu Geltung und allgemeinem Gebrauch, sowohl im Hoch- als auch, wie wir an *Schleuse* sehen, im Niederdeutschen.

III.

Es ist so: Die Seemannssprache hat uns Wörter aufbewahrt, wichtige und wertvolle Wörter, die sonst verloren gegangen wären, die das Hochdeutsche schon lange nicht mehr gebraucht, weil es sie ganz einfach nicht mehr kennt.

Wer weiß z. B., wenn ihm nichts weiter als unsere Büchersprache bewußt ist, was das Wort *Uhm* bedeutet? Die Zusammensetzung nachahmen, Nachahmung kennt man, aber das einfache *ahmen* läßt uns erst *Uhm* ahnen. *Ohm* als Weinmaß kennt man allenfalls auch noch, aber wer sieht es ihm, namentlich wenn ihm Luthers nachahmen unbekannt ist, an, daß es mit *ahmen* = messen verwandt ist und früher *Uhm* gelautet hat? *Uhmung* ist der Maßstab der von zehn zu zehn Zentimetern zum Messen des Tiefganges eines Schiffes an seinem Hinterteil angemalt ist; also eine Skala, wie

man hochdeutsch, wohl unter dem Einfluß internationaler Schiffsvermessungsbestrebungen, sagen gelernt hat. Aber mit dem Weltbürgertum unserer vergangenen schwachen Tage hat es nach diesem währenden Weltkriege hoffentlich für immer ein Ende. Das siegreiche deutsche Volk wird auch eine siegreiche deutsche Sprache sprechen, und jeder wird sie lernen müssen, der am deutschen Wesen genesen will. Da wird's dann hoffentlich mit der Stala aus und vorbei sein, und wir werden es der R. M., überhaupt der niederdeutschen Seemannssprache, danken müssen, daß sie uns die Ahming dafür aufbewahrt hat, daß wir in Zukunft wieder mit ihr messen.

Wo der seefahrende Mann nicht messen oder berechnen kann, da behilft er sich mit „gissen“, diesem dem Oberdeutschen fremden, dem Seemann so geläufigen Ausdruck für mutmaßen, vermuten, schätzen. Wenn er nämlich kein auf Beobachtung und Berechnung fußendes Mittagsbesteck hat, so muß er eins gissen, d. h. aus dem gesteuerten Kurs und der gemachten Fahrt überschlagen, wo, d. h. auf welchem Länge- und Breitengrad sich das Schiff mittags um 12 Uhr ungefähr befinden wird. Der Navigationsoffizier wird auch wohl so ziemlich das Richtige treffen, aber wer sonst noch sich aufs Gissen legt, wird leicht vorbeigissen. In dieser Beziehung steht der Koch groß da. In der Rambüse trifft man das Rechte nie mit einiger Sicherheit. Darum hat jeder kräftige Irrtum die Ehre ein Rambüsenbesteck genannt zu werden. Auch die Freunde des Kochs machen das Besteck nicht richtiger. Und gerade ihm fehlt es natürlich nicht an Freunden. Ist es doch in der Rambüse recht gemütlich zu plaudern und irgend ein leckerer Bissen aus der Offiziermessenspeisenfolge fällt dabei auch noch ab. — Gissen ist ein allgemein-niederdeutsches Wort, das im Hochdeutschen fehlt und denken, sinnen, meinen, raten, glauben, hoffen, wähen usw. bedeutet. „Gissen maket bewillen missen“ ist ein alter Spruch; „buten Gissen“ ist gleich wider Erwarten. „Alle unsalighen plegghen ere geifelen sweerer to gissen den andern lude gheifelen“. Kunst der Seefahrt, 1673: „Wen man ock dagelikes Achtlinge giffet, wo veel Fahrt dat dat Schip dorch dat Water hefft, und sich solches inbildet, und entholt, dat he mit solchen Fortgand, daß dat Schip maket, so veel Milen in dat Etmal segelen mag, als he dorch Verandering der Brede und angefegelte Korß befunden hefft, so kan man mit der Tydt tho gode Giffinge kamen.“

Inm Unsegeln einer Küste oder eines Hafens kann eine Vertonung gute Dienste leisten. Wir sollten dieses Seemannswort eifern festhalten und tapfer verteidigen, denn es wird von den Musikern neuerdings hart bedrängt. Sie gebrauchen vertonen für „in Musik setzen“, also anstatt komponieren. Daß sie das Fremdwort abschaffen wollen ist löblich, aber es darf nicht auf Kosten des alten Besitzrechtes eines Dritten gehen. Außerdem ist sprachlich falsch; wenn es von Ton eine Weiterbildung sein soll, und das soll es doch, so müßte es tönen und Tönung oder Bertönung heißen, wie auch die Maler nach dem Farbenton von tönen, abtönen reden. Aber grade das wird tonen veranlaßt haben, daß ein Künstler dem andern nicht seinen Sprach-

gebrauch abspenstig machen wollte. Sehr brav. Aber ist nicht dem Seemann billig, was dem Maler recht ist? Und dem Seemann ist das Wort Jahrhunderte lang erfessener Besitz. Es ist also kein herrenloses Gut, das man sich ohne weiteres aneignen könnte. — Vertonen nennt aber der Seemann eine leichte skizzenhafte Zeichnung (Vertonung) von einer Insel, einer Bucht, einer Küste entwerfen. Würde das Wort wieder mehr zur Geltung gelangen, etwa auf unsern Kriegsschulen in Aufnahme kommen, dann würde es in wohlthuender Weise das ungefähr gleichbedeutende schreckliche Croquis verdrängen. Eine Vertonung, die er anfertigt, hat einmal für den Zeichner selbst den Zweck, sich genauer die Gestaltung des Geländes mit seinen Bergen, Hügeln, Kirchen, Türmen, Mühlen, Häusern und Bäumen anzusehen und einzuprägen, sodann aber auch den Nutzen, anderen durch Veröffentlichung derselben am Rande von Seekarten zu einer besseren Landkenntnis zu verhelfen. Tonen ist ein weitverbreitetes niederdeutsches Wort für zeigen. Daher Tonbant, die Bank, auf der der Verkäufer dem Käufer die Waare zeigt, der Ladentisch. Tentoonstelling heißt in den Niederlanden das, was wir Ausstellung nennen. Daß aber auch dorten das Wort in unserem seemannischen Sinne in Gebrauch schon der Geusen gewesen ist, zeigt uns Lucas Janszon Wagenaer, Steuermann zu Enckhuizen, der 1588 seinen „Spiegel der Zeevaerdt“ herausgab. Er hat als Praktikus besonders viel auf Vertonungen gehalten, ihrer auch eine große Zahl auf seinen Karten veröffentlicht; versichert auch ausdrücklich, er habe mit „diversche Piloten ende bevaren Stuerlieden“ über seine Karten und Segelanweisungen „ghecommuniqueert, vertoont ende na haerlieder memorialen gecorrigeert.“

Auch wenn einer nach einer deutlichen Vertonung eine Küste ansegtelt, muß er doch fleißig loten, das Lot gebrauchen, und zwar in seinem niederdeutschen, seemannischen Sinne. Wir haben das Wort ja auch im Hochdeutschen, aber beschränkt auf formelhafte Wendungen wie: „wieder ins Lot bringen“; für ein veraltetes Bleigewicht; und das Zeitwort löten. Für das Metall als solches sagen wir schon lange nicht mehr Lot, sondern Blei. Für das seemannische niederdeutsche Lot hat das Hochdeutsche Senkblei. Luther sagt dafür Bleiwurf und hat mit diesem Wurf einen guten Wurf getan, denn das Blei wird ja richtig geworfen, wie er es in der Beschreibung des Sturmes so anschaulich und seemannisch richtig schildert. Man sieht: die Sache ist eine uralte Einrichtung, doch scheint man lange anstatt loten tiefen, diepen gesagt zu haben; wobei aber immer in Gedanken zu ergänzen ist: mit dem Lot, Handlot, Tiefot. Anno 1400 sagt das „Seebuch“ depen. Wagenaer spricht in seinem erwähnten „Spiegel der Zeevaerdt“ 1588 oft und mit großem Nachdruck vom Loten, für das er manchmal kurzweg „werfen“ oder auch diepen sagt. „Twee Renningen burten Heys werpt gy 45 vadem.“ „Dicht by Heysant is diep 45 vadem, an daer binnen ist ontfen darmen qualck diepen can“. Wenn im Schriftdeutsch das Lot lange vergesen oder doch nur noch in sehr beschränktem Gebrauch stehen wird

— es wird jetzt schon „im Verschwinden gepeilt“ — dann wird das Niederdeutsche es noch treu bewahren, die Seemannssprache es noch fleißig im Munde führen.

Peilen. Man peilt die Sonne, den Grund, das Land, die Pumpe und noch vieles andere, denn das Wort bedeutet messen; die Richtung nach Kompaßstrichen, die Sonne nach ihrem Winkel, das Wasser im Schiffe nach seiner Tiefe. Es ist durch Schwund des *g* aus pegeln entstanden, und dieses ist das Zeitwort zu Pegel = Maß zum Messen des Wasserstandes; auch zum Messen des Getränkes in einer Kanne, wobei das Maß an ihrer inneren Wand angebracht war, wie heute bei einer Kinderaugflasche an der äußeren. Bremer Wörterbuch: „Vor Zeiten bedeutete Pegel ein gewisses Maß flüssiger Sachen. Nächstdem nannte man hier auch also einen inwendigen Ring einer Kanne, der zum Abmessen des Trunkes bei den Gelagen diente. Unter den Meisterstücken der hiesigen Zinngießer ist noch jetzt (Ende des 18. Jahrh.) eine Kanne mit Pegeln gebräuchlich. Da eine solche Kanne ehemals mit verschiedenen dergleichen Ringen versehen gewesen, so hatte ein jeder der Saufbrüder grade bis auf einen solchen Ring, ohne abzusetzen, trinken müssen. Hatte er diesen verfehlt, so war er genötigt, zur Strafe auf den folgenden zu trinken. Wobei der ziemlich unhöfliche Zuruf gewöhnlich gewesen: Suup up den Pegel, du Flegel! Daher sagt man auch noch: enen goden Pegel supen.“ Wir erfahren hier also im Vorbeigehen, woher der Ausdruck picheln für trinken kommt. — Der Pegel in der Kanne diente dem Gaste zur Kontrolle dem Wirt gegenüber. „Sed to, ys dat recht getappet? Is dar doch ein ganz Pegel weggeschnappet“, beklagte sich im Mittelalter ein Mecklenburger beim Kröger. Ebendaher stammt auch der Vers: „Is it ein mester, moet man en fieren, so moet he am ersten seinen pegel utliren“. Nordfriesisch heißt Pegel nicht nur ein Flüssigkeits-, sondern auch ein Kornmaß. Die Bedeutung ist also ganz allgemein: messen. Der Abstammung nachzugehen würde hier zu weit führen. Kann sein, daß sie ins Oberdeutsche führt, sicher hat er da Verwandte. Jedenfalls aber ist peilen ein niederdeutsches Seemannswort, das dem Hochdeutschen ungeläufig, der Marine desto geläufiger ist.

So ist es auch mit Reep, das nicht nur ein Tau im Dienste der Seemannschaft, sondern von Alters her im Niederdeutschen jedes Seil, jeden Strang, jeden Strick bedeutet: Reep der Glocken, Reep des Henters, sogar Meßschnur. Doch fing schon vor fünfhundert Jahren der Sprachgebrauch an, bei Reep hauptsächlich an Schiffstauwerk zu denken. Der Ursprung geht auf sehr einfache Kulturverhältnisse zurück, auf die Zeit, da man eine Rebe zum Binden nehmen mußte, wie man heute Bäume mit wilden Waldreben an Pfähle festbindet. Das gotische Wort skaudaraip wird wohl mit Schub-„Riemen“ übersetzt, zeigt aber, daß anfänglich auch die Schuhe mit einer Rebe gebunden wurden, wie man auch das altdeutsche *wida* mit Haar-„Band“ übersetzt, wiewohl es zeigt, daß die altdeutschen Frauen ihr Haar mit einer Weide banden, wie man heute

Besen bindet. — Wenn früher ein Seeoffizier oder sonst jemand von Rang und Stand in einem Boot längsseit des Schiffes kam und an Bord wollte, so ließ man ein Reep hinabfallen, an dem er sich festhielt, wenn er die schmalen Treppenstufen an der Bordwand hinauffstieg. Das tut jetzt, wo man Treppen hat, nicht mehr not, wird aber als Ehrenbezeugung beibehalten. Das Reep heißt Fallreep, die Treppe Fallreepstreppe, die Ehrenbezeugung heißt auch Fallreep, selbst wenn von einem Reep gar nicht die Rede ist, sondern nur von einer Ehrenbezeugung.

Reep ist nur im Niederdeutschen in Gebrauch, wo der Mann, der im Rückwärtsgehen vorwärts kommt und der hochdeutsch Seiler heißt, Reepschläger genannt wird. Seine Tochter heiraten ist eine üble Sache, nämlich eine Galgenhochzeit. — Für die Verwandtschaft von Reep mit Rebe vergleiche man das *cuonividdi* = Fessel von Weide in dem Merseburger Zauberspruch, sowie das altnordische *lindi* = Gürtel von Lindenbast.

Wer einen altdeutschen Volksgebrauch sehen will, der gehe nach Querstenberg im Südbharz, wo man zu Pfingsten ein Querstenfest begeht, (wirklich begeht, nämlich mit einem Umzug). Querst ist gleich Quast: Laubbüschel, Zweigbüschel, Reifigbündel, Birtenbusch, Birtenbesen, Kranz aus Zweigen. Mittelniederdeutsch: Kleiderquerst, die Kleider auszuklopfen; Heidequast aus Heidekraut, Töpfe zu reinigen; *wi-quest* = Weihwedel; *witjen-quest*, dicker Pinsel (jetzt von Schweinsborsten) Wände zu weißen; *Badequast*, Birtenbesen, beim Baden den Leib zu querten, schlagend zu massieren. (Warum setzen wir für dieses Fremdwort nicht wieder querten ein?) In der Marine ist Quast, der Quast durchgängig für Pinsel im Gebrauch; auch symbolisch und so von besonderer Wichtigkeit. Wenn ein Schiff besichtigt wird, ist die erste Frage, ob der Admiral einen weißen oder einen schwarzen Quast mitbringt, ob er gut oder übel gelaunt ist. Für Pinsel wird das Wort meines Wissens nur an der Küste gebraucht. Doch hat das Hochdeutsche das Femininum Quaste; von der Gestalt.

Besen macht man nicht bloß aus Birken, sondern auch häufig aus Bram. Auch dieses Wort hat sich einen wichtigen Platz im niederdeutschen Sprachschatz der Marine gesichert, niewohl es anfänglich nichts mit dem Seewesen zu tun hatte, sondern ein Gewächs bedeutet, das auf der Heide, auf Waldlichtungen, an Wegerainen und Halden wächst: *spartium scoparium* L., Hasenheide, Pfriementkraut, Brämme, Bremme, Ginster, Besenginster; Brombeere ist verwandt. Die Grundbedeutung von Bram ist spitz, scharf, stechend, Spitze, Höchstes, Äußerstes. Die Bramstange ist die höchste, äußerste, oberste Verlängerung des Mastes. Ein Mann, der bei uns Prahlhans oder „hoch gestochen“ heißt, wird in Holland, weil er „den grooten heer uithangt“ „een heelen bram“ genannt. Der Bramstange entspricht dann die Bram-Raa, das Bramsegel und jede andere der vielen Zusammensetzungen mit Bram, bis hin zum Bramtuch, aus dem nicht nur Bramsegel, sondern sogar Sackn verfertigt werden.

Allerdings keine *Pijacken*, denn das sind kurze Matrosenüberzieher aus dem bekannten marineblauen Tuch. *Pige, Pije, Pi* kommt heute noch in Ostfriesland vor und wurde Jahrhunderte lang in Niederdeutschland für *Jacke* gebraucht. *Pi* würde auch heute noch genügen, wenn die Niederdeutschen ihre Sprache bei sich selbst und bei anderen höher geachtet, besser verstanden, mehr geschätzt und verteidigt hätten. Aber so mußte pleonastisch *Jacke* hinzukommen um es verständlich zu machen. — In Inventarien-Verzeichnissen, die in Wismar zwischen 1433 und 1547 aufgenommen worden sind, steht *pyge* noch ohne *Jacke*, ist aber eine andere Verbindung eingegangen, die es erst recht zu einem Matrosenkleidungsstück, das, wie der holländische Dichter *Vondel* sagt, nicht eher sterben wird, als bis die Seefahrt stirbt, gestempelt worden: *szeppege* = *Seepige*. — Übrigens hat das Niederdeutsche die Genugtuung, daß *Pijacke* von *Riel* aus als Knabenkleidungsstück ins Hochdeutsche dringt, man kann es auch in Berliner Katalogen schon finden, allerdings manchmal in nicht einwandfreier Rechtschreibung. Ich sah es schon *Peajacke* geschrieben, als ob es englisch wäre, und es ist doch ein ehrliches deutsches Wort, das die jenseits des Kanals sich von uns „gelieben“ haben.

Wie *Pijacke* nicht englisch ist, so ist *Bottelier* nicht französisch. Er, besonders aber seine Frau, spricht seinen Titel zwar sehr bedeutsam *Bottelié* aus, aber darum ist und bleibt das Wort doch niederdeutsch. Hoffentlich hört diese Französelei jetzt auf. Es muß der Welt abgewöhnt werden, daß sie ein französisch klingendes Wort für schöner und vornehmer hält, als ein deutsches. *Bottelier* ist deutsch, niederdeutsch, wenn auch mit oberdeutscher Verwandtschaft; aber die hat es in Vergessenheit geraten lassen, daß der *Schenk*, *Mundschenk* *butiglaere* hieß. Und ein *Schenk* ist der *Bottelier* an Bord, nur daß dieser Unteroffizier nicht nur über das Getränk, sondern über alles was an Proviant auf dem Schiff für die Mannschaft vorhanden ist, die Verwaltung und Austeilung zu leiten hat. *Bottich*, *Bütte*, *Buttel*, *Bottel* hat dem *Bottelier* Pate gestanden und das Wort ist geblieben, wenn auch die Aufbewahrungsgefäße für die Vorräte andere Gestalten angenommen haben. Während der Kellermeister des Abtes des uralten Klosters *Werden* in *Westfalen* den Titel *buttelierer* führte, hat sich die Bedeutung des Wortes jetzt so erweitert, daß in derselben Gegend eine *Magd*, die auf einem größeren Gute für das Getränk und die Wäsche des Gesindes sorgt, *Buddeliere* heißt. In *Holland* haben sie ein Sprichwort, das zu denken gibt: „*Als kok en bottelier zamen kyven (streiten), hoort men, waar de boter gebleven is*“. Der Deutsche Kämpfer, der sein großes, seltenes Werk über das alte *Japan* holländisch herausgegeben hat, sagt, der erste *Taikun* sei in seiner Jugend *Bottelier* bei einem japanischen Edelmann gewesen. — Und wie diese Bezeichnung nicht französisch ist, so ist der *Ruf*.

Reise! reise! hinwiederum nicht englisch, so oft es auch behauptet worden ist, so sehr es auch so scheinen möchte. Mit dem *Rufe* wird morgens die Mannschaft geweckt, daß sie aufstehe. Nun wissen

wir, daß im Englischen to rise aufstehen heißt, aber wir wissen auch, daß in Niederdeutschland auch aufstehen, sich aufmachen rysen, risen, reisen hieß und daß der Ruf reis, ris, rys zum Wecken der Schlafenden diente, lange ehe das Englische einen Einfluß auf niederdeutschen Sprachgebrauch ausüben konnte. Aufstehen hieß im Gotischen urreisan, Althochdeutschen risan, Altfriesischen risan, Mittelniederdeutschen rifen, nahe an reisen anklingend, denn Reislaufen, Reise, reißaus, Reifiger kommen davon her; im Sinne von „sich aufmachen“. Besonders gebrauchten auch unsere Seeleute risen für das Höhersteigen der Sonne beim Messen mit dem Jakobsstab. Wie sollten sie dazu gekommen sein, eine Anleihe aufzunehmen, wo sie selbst so reich waren?

Fris Reuter hat weiten Kreisen ein Seemannswort vermittelt, das sonst den Hochdeutschen unbekannt wäre: preien = ein Schiff anrufen. Die Stelle aus der Stromtid, die echt seemännisch ist, möge hier Raum finden. „Knapp was hei (Fris) denn nu mit Lowise ne lütte Tid tausamen west, dunn smet hei den Frugenshaß mitsammt de ganze Erinnerung an Marie Mollers Waschschöttel un Spißkamer äwer Burd un verlobb tau den Ballast von Romanideen schippslastenwis „die junge aufkeimende Liebe zu Luifen“ — as hei sine nige Ladung för sich sülwost declarierte — un as hei des' nu unner sine Hartens-Luken wegstaut hadd und all de Belämmerungen, bei em von sine Jugend wegen noch anhalten können, intrect hadd, un hei mit sich sülwost, sine Leiw und sin Schipp flor was, segelte hei los. In de Irst krüzte und lawirte hei herümmer, un sin leiw Santen stunn an't Luwer un wußt nich, wohen hei stüren ded', äwer dat wohrte nicht lang', dann würd sin Kurs strammer, un as hei irst up de hohe See von „seinen Gefühlen“ was, un de Topsegel uphifste, dunn sach sei denn mit Schrecken, wohen hei dat Stuer richt't had un dat ehr leiw Swesterfahn nich beter as en räuklosen Seeröwer, Pirat un Korsar was, dei up 'ne schändliche Wis' Jagd up de lütte, smucke Brigg maken ded', worin sei all ehre mütterlichen Hoffnungen inschipp't hadd. —

Sei praiete em en por Mal an, woso? un woans? äwer de Pirat let sich nich stüren, sei schot em por Mal in ehre Hartensangst mit Notsignalen noch ehren Paster' räwer“.

Ein Schiff ruft das andere mit den Worten: „Schiff ahoi!“ an; die Rufweite heißt Preidistanz. Preien wird aber auch am Lande gebraucht, in Ostfriesland z. B. für jemanden anreden, auf ihn einreden, ihn bereden, ihm zusprechen. Niederländisch preijen, schwedisch preja, dänisch praje, englisch pray. Nach Ehrentraut, Fries. Archiv II. 69 heißt auf Wangerog preien jemanden wecken. Es ist also ein vielgebrauchtes, weitverbreitetes, niederdeutsches Wort, das dem Oberdeutschen fehlt. —

Quod erat demonstrandum.

Unsere heldenmütige Marine, die in unseren großen Tagen der Welt glorreich gezeigt hat, in wessen Hände der Dreizack gehört, deren Schiffe auch im Untergehen noch die erhebensten Siege davon-

tragen, deren Männer so opferfreudig sterben für Deutschlands Flagge und Ehre, diese junge Marine mit dem alten Heldengeiste hat uns viele der schönsten mittelalterlichen Seemannsausdrücke und -wendungen treu aufbewahrt und gewissenhaft überliefert und damit unseren Sprachschatz mit schönen Worten bereichert. Auch dafür sei ihr großer Dank gesagt!

Ferdinand Krüger †.

Von Dr. Friedrich Castelle-Münster.

Der Altmeister der Mundartdichtung in Westfalen, Ferdinand Krüger, ist am 8. Februar im Alter von 71 Jahren als Geheimer Sanitätsrat in Bredeneß gestorben. Bis in diese hohen Erbentage hinein war Krüger ein frischer, ungebrochener Mensch, der das Weltgetümmel da draußen mit seinen hellen, treuen Augen aus jener Behaglichkeit und Geruhigkeit heraus betrachtete, wie sie unter seinen schriftstellerischen und künstlerischen Zeitgenossen Niederdeutschlands vielleicht nur noch Wilhelm Busch und Wilhelm Raabe erbeigen war.

Aus der Vergangenheit und engumgrenzten Umwelt der Heimat heraus wächst diese Kunst. Sie wurzelt in dem Mutterboden der einfachen Kindheits-erinnerungen. Aber sie breitet, wie der Eichenbaum, der für Fritz Reuter das kraftvolle Sinnbild der niederdeutschen Dichtkunst war, ihre Äste und Zweige über das ganze reiche Volksleben der Heimat aus und streut mit ihrem fröhlichen Blätterweben über unsere tiefe und reiche Kultur die wundervollen Lichter und Schatten anheimelnder, anspruchsloser Echtheit aus. Bei Krüger gefeilt sich zu dieser Einfachheit des künstlerischen Wesens eine ungezierte, gesunde Heiterkeit — wohl ein Erbstück aus seiner vielgepriesenen Heimatstadt Bedum. Er hat niemals in seinen Profaschöpfungen — eigentliche Gedichte stehen nur in ganz geringer Zahl in diesen Erzählungen — mit dem Humor ein leichtes Spiel getrieben, niemals den Schall in seinem Wesen zu übermühtigen Späße-rien und Purzelbäumen gestachelt, sondern ihm stets jene ruhige, gelassene Würde gewahrt, die wir Deutschen an dem kernigen deutschen Humor lieben.

Hinter dem behaglichen Erzähler Krüger stand immer und in erster Linie der Mensch und — das ist vor allem bezeichnend für seine Art — der Helfer in vielen leiblichen und geistigen Nöten: der Arzt. Er hat viel Not und Leid gesehen auf seinen Fahrten über Land, hat es auch da erfahren, wo der Alltag draußen blieb, während er an Schmerzenslagern lange Stunden wartete, fieber-heiße Hände kühlte und müde Augen sanft zudrückte. Und als der Beruf den Knappschaftsarzt dann in engste Verbindung brachte mit der Industrie, da hat er erst recht erfahren und erlebt, welch zähen Kampf das eingeseffene westfälische Volk des der Industrie mehr und mehr zum Opfer fallenden östlichen Münsterlandes gegen die neu eindringende Kultur führte.

Diese ersten Anfänge der Industrie — nicht ihre sozialen und wirtschaftlichen Folgerungen, mit denen die jüngeren unter unsern heimischen Dichtern und Schriftstellern ihre Stoffe beleben und beleben müssen, wenn sie in diesem großen Vernichtungstampe Helfer und Erhalter sein wollen — nur diese ersten Anfänge hat Krüger dargestellt. Darum ist insbesondere seine erste Erzählung „Rugge Biäge“ für alle Zeiten bedeutsam und wertvoll. Noch stehen Industrie und seßhaftes Bauerntum sich stark und schroff gegenüber. Noch sind die rein äußerlichen Verschiedenheiten zwischen den beiden großen Kulturgruppen nicht abgeschliffen. Etwas Urnatürliches, Klotziges scheidet sie und bringt allein in die an sich düßere Handlung das komische Element, das sich dann in der berühmten „Zechenkonzert“, dem meist gelesenen und vorgetragenen Kapitel des Buches, zu grotesker Heiterkeit steigert. Im übrigen aber will Krüger in dieser Erzählung darstellen, welch rauhe Wege seine Menschen der damaligen Zeit gingen, wie sie selbst gewissermaßen das Eindringen der Industrie vorbereiteten und erleichterten, weil ihre altererbte Kultur nicht mehr stark genug war, sich in sich selbst und durch sich selbst zu erhalten. Und auf diesen rauhen Wegen werden wir Zeugen und Teilnehmer schwerer innerer Krisen

und Kämpfe. Gestalten, namentlich Frauengestalten, stehen vor uns auf, groß und herb, wie in Holz geschnitten, und unsere Erinnerung empfängt Eindrücke von ihnen, erlebt Schmerzen und Leiden, die unvergänglich und unvergänglich in unserer Seele haften bleiben.

In diesem Erstlingswerk war Krüger herangereift zu größerer künstlerischer Bestaltungskraft, und diese hat er dann an seinem eigentlichen Lebensroman erprobt, dem dreibändigen „Hempelmanns Smiede“. Ahlen, das freundliche Landstädtchen, ist der Schauplatz der Handlung, die Zeit die vor den Freiheitskriegen. Eine ganze, eigene bunte Welt wird vor uns lebendig, und dem fremden Leser will es oft scheinen, als habe sich der Dichter allzu liebevoll hineinversetzt in diese Welt, daß sie ihn nicht los ließ, bis er sie in ihrer ganzen Gegenständlichkeit und freundlichen Behaglichkeit absonterte. Ländliche Bilder voll köstlicher Kleinmalereien schweifen bunt und vielgestaltig vorüber. Sonderlinge und allerhand seltsame Geschöpfe, wie sie wohl nur in den engen Winkeln und Gassen alter Dörfer und Landstädte haufen können, treiben ihr kurioses Wesen. Daneben stehen markige Männer und feine Frauen, wie sie wiederum in solcher Umgebung sich am unverfälschtesten erhalten, Gestalten voll innerlicher Kraft und Größe, voll tiefen Empfindens und Menschenmitleids, das sich nur dem Stammverwandten offenbart, sich allem Fremden aber schen verschließt.

In diese Welt tritt nun mit dem Erwachen des Freiheitsgedankens der neue deutsche Geist, anfänglich in der etwas fremdartigen Vermummung jenes ungewohnten und etwas überlegenen Preußentums, das sich bei unsern Landsleuten nur schwer Eingang verschaffen konnte, weil es so ganz anders geartet war, als das schlichte, schweigame Wesen des niederdeutschen Volkes. Aber dann braut der gewaltige Sturm der Freiheitskriege über die Lande und segt alle Vorurteile und falschen Vorstellungen vor sich her wie rassendes Winterlaub. Wir erleben schlagenden Herzens mit, was auch in den herrlichen Augusttagen des vergangenen Kriegsjahres den stolzen deutschen Geist und die Vaterlandsliebe unseres westfälischen Volkes wieder so groß offenbart hat: die heldenmütige Treue und Hingabe an die Sache des ganzen Volkes. Und als nach Jahren bitterer russischer Gefangenschaft die westfälischen Jüngens heimkehren in die liebe alte Heimat, da beginnen sie still und wacker mitzuarbeiten an dem gewaltigen Werke, dessen Vollendung wir jetzt, nach hundert Jahren, in diesem Weltkriege so machtvoll und erhebend erleben.

Noch einmal hat Krüger seine edle Menschenkunst in kleineren Erzählungen erprobt, die erst vor einigen Jahren unter dem Titel „Witte Liljen“ erschienen sind. In seinen letzten Altersjahren arbeitete er noch an einem neuen großen Roman, den er hoffentlich noch vollenden können. Er selbst sprach nur wenig von diesem Werte. Er hat immer einsam geschaffen. Denn als er seine ersten und — das ist bei der Bewertung seines Schaffens nicht zu ver-gessen — ernstern Erzählungen schrieb, da ist er fast in der ganzen Heimat mit Schweigen übergangen worden und nicht so in die Allgemeinheit hineinge-dringen, wie seine Schöpfungen es verdienten. Auch die neue niederdeutsche Bewegung, die ja gerade seiner Art dienstbar sein wollte, hat ihm bisher noch nicht so den Weg bahnen können, wie es ihr freudiger Wille war. Aber auch darüber war er nicht bitter und einsam geworden. Er sah mit seinen hellen, fröhlichen Augen die jüngern Mundartdichter um sich heranwachsen. Er war zufrieden, daß sie in seinem Geiste weiterlebten und weiterarbeiteten. Er war ihr ehrlichster Bewunderer und eifrigster Förderer, und war, wenn er in ihrem Kreise saß, ihr heiterster Kamerad und herzlichster Freund!

Razenstraße (Rattrepel) und Grimm.

Von C. Rud. Schnitger †.

Diese beiden lüneburgischen Straßennamen, die zu hamburgischen Namen in Parallele stehen, verdienen eine besondere Besprechung.

1. Razenstrafe. Von diesem Namen, den eine schmale Seitengasse trägt, sagt Prof. Dr. Reinecke in seinem Buche über die lüneburgischen Straßen-

namen (Seite 59), daß seine Bedeutung wohl die eines Schleichpfades sei, und fügt hinzu: „So hat auch Rostock seinen Großen und Kleinen Kattthagen, dazu den Katerstieg, Danzig seine Katergasse, Hamburg und Braunschweig haben ihre Katttreppeln und Kattrepelsbrücke, Stade hat die Kattekenstrate 1374, Wismar den Katersteig.“ Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die hamburgische Straße nicht Katttreppeln, sondern Kattrepel heißt, und daß m. W. eine Kattrepelsbrücke nur in Hamburg, nicht aber in Braunschweig ist, wie man aus der Fassung dieses Satzes vielleicht schließen könnte. Reinecke setzt also „Rasenstraße“ und „Kattrepel“ in der Bedeutung gleich „Schleichpfad“, „Katerstieg“, wie auch ich es für den hamburgischen Namen „Kattrepel“ getan habe.¹⁾

So sehr schätzbar mir diese Übereinstimmung ist, so befreit sie mich doch nicht von allem Zweifel über die Richtigkeit dieser Deutung, so lange nicht auch die Namen der beiden dithmarsischen Dörfer und des bremischen Dorfes „Kattrepel“ einwandfrei erklärt sind.

2. Grimm. Ueber die Erklärung dieses lüneburgischen Straßennamens, der ja auch in Hamburg und außerdem noch in Bardowiel vorkommt, gibt Dr. Reinecke a. a. O. Seite 41 und 42 eine längere Auseinandersetzung, der ich folgendes entnehme: Der an der Westseite des Ralfberges befindliche (lüneburgische) Grimm liegt niedrig, auf halber Höhe des Berges lag das alte Michaeliskloster, das 1371 während eines Krieges zerstört und danach im Innern der Stadt wieder erbaut wurde.²⁾

Die Straße „Grimm“ und das (alte) Michaeliskloster lagen in früherer Zeit außerhalb der Stadtmauer, und 1273 wird ein Grimmer Tor (valva in Grimme) erwähnt. Da nun der Grimm, wie schon gesagt, niedrig, das Kloster dagegen hoch lag, so führten alle Wege zwischen beiden steil aufwärts, und so mochte sich, wie Dr. Reinecke meint, bei den Bewohnern der Straße der Begriff des fortwährenden Auf- und Absteigens besonders einprägen. Daher könnte der Name „Grimm“ mit dem mittelniederdeutschen Zeitwort grimmen = klimmen (auch klemmen) zusammenhängen.³⁾ Prof. Büdmann-Lüneburg leitet dagegen den Straßennamen von dem langobardischen Eigennamen Grimmo (Grimoald) ab.⁴⁾ Nach den weiteren Darlegungen Dr. Reineckes scheint es jedoch nicht, als ob das Hauptwort „Grimm (Grim)“ in Lüneburg zu einem Personennamen geworden, und dieser, sei es im Volksmund, sei es amtlich, zu der Straße in Beziehung gebracht sei.

Wie steht es nun mit der Erklärung des hamburgischen Straßennamens „Grimm“? Auch unser „Grimm“ liegt niedrig; aber die beiden Straßen, zu denen er führt, die Zollbrücke und der Catharinentkirchhof, liegen kaum höher; höchstens steigt, des hohen Brückenbogens wegen, die Strecke zur Zollbrücke ein wenig, um auf der anderen Seite auf den Platz bei der alten Börse gleich wieder abzufallen. Somit kann das Zeitwort grimmen = klimmen bei der Benennung der Straße nicht in Betracht gekommen sein. In dem ältesten hamburgischen Stadt-Erhebungsbuch, dem liber actorum usw., abgedruckt in der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte, Band I, Seite 329 ff., kommen die Personennamen grim, grimmekin und grimmeke, auch grimmecco zusammen achtmal vor. Es sind folgende:

Make grim, ohne Ortsangabe	Ztschr. I, 378, lib. act. XCVII 21
Marcwardus dictus Grim verkauft einen frustum Land in Dale ante civitatem	Ztschr. I, 396, lib. act. CXXX 13/14
Heinricus grimmeken ein Haus neben dem seintigen in der Neuen (jetzt Großen) Bäckerstraße wird verkauft	Ztschr. I, 398, lib. act. CXXXV 11
Marquardus grim verkauft 2 Häuser und Erben in der Lapidea platea (Steinstraße) foris civitatem	Ztschr. I, 405, lib. act. CXLV 21

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Kattrepel—Klingsberg“ in der Hamburger Schulzeitung 1901, Nr. 6 und 1905, Nr. 51.

²⁾ Dr. Reinecke a. a. O. Seite 77.

³⁾ Dr. Lübben—Dr. Walthers. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch Seite 129.

⁴⁾ Dr. Reinecke, a. a. O. Seite 41.

Henricus grimmeke, ohne Ortsangabe Ztschr. I, 415, lib. act. CLXI 3
 Hartwicus grimmeco et frater suus, ohne Ortsangabe Ztschr. I, 418, lib. act. CLXVI 12
 Hartwicus et Henricus grimmeco verkaufen einen frustum terre in Dale Ztschr. I, 418, lib. act. CLXVI 22
 Hartwicus grimmeco, ohne Ortsangabe Ztschr. I, 431, lib. act. CLXXXVI 2

Diese Angaben beziehen sich anscheinend auf drei verschiedene Personen: Make, (Marquardus?), Henricus und Hartwicus, die das Hauptwort grim in den vorhin genannten Formen als Zusatz zu ihrem Rufnamen haben; bei keinem von ihnen wird die Straße „Grimm“ zur Bezeichnung der Lage ihres Grundstückes angegeben. Wohl aber wird in vorstehender Aufzählung zweimal eine Ortschaft Dale genannt, wo von Marquardus dictus Grim und später von den Brüdern Grimmeco je ein Stück Land verkauft wird. Dal ist das mittelniederdeutsche Wort für „Tal“. Nun findet sich bei dem lüneburgischen Grimm zwei Mal eine Ortschaft boven (up) deme depen dale.¹⁾ Das Vorkommen der Bezeichnung „dal“ im Zusammenhang mit dem Personennamen Grim u. a. in Hamburg und mit dem Straßennamen „Grimm“ in Lüneburg ist rein zufällig. Die Hamburger Ortschaft in Dale ist sehr wahrscheinlich im Hammerbrook zu suchen, wie Gaedechens meint,²⁾ vielleicht an der Einmündung der Bille in die Elbe, also recht weit entfernt von unsrer Straße „Grimm“. Es ist übrigens zu bemerken, daß in dem ältesten Erbebuch für das St. Catharinen-Kirchspiel (1274—1454) der Name „Grimm“ auch als Bezirksbezeichnung dient³⁾ und daher auch andere Straßen umfaßt, die auf der sog. Grimmsiel sich befinden, wie z. B. die Gröningerstraße.

Im ältesten Stadterbeuche unsrer Stadt (1248—1274) kommt zur Bezeichnung der Lage eines Grundstückes der Name „Grimm“ 40 Mal vor, entweder als Grimme oder als Grimma selbst in Verbindung mit der Präposition „in“, während in den lüneburgischen Eintragungen sich dann auch wohl die Form in Grimmone findet.

Da die Lage unserer Straße im Verhältnis zu den nächst benachbarten Straßen für die Namengebung nicht bestimmend gewesen sein kann, so bleibt noch die Anlehnung an, oder die Ableitung von einem Personennamen übrig. Aber auch eine solche ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. H. W. C. Hübbe entscheidet sich allerdings für einen solchen Zusammenhang des Straßennamens mit einem Personennamen,⁴⁾ und zwar aus folgenden Gründen. Im Jahre 1311 wird das städtische Fischwehr, dessen ungefähre Einrichtung Hübbe beschreibt, an Johann von Redingen und den Fischer Grimmeke verpachtet. Dieses Fischwehr muß nach H's Meinung auf dem lang gestreckten sog. Steert, d. h. dem gegen die Flutrichtung gelehrten Ende des Grasbrooks gelegen haben, der noch nach Eindeichung des später „Grimm“ benannten Brookteils der täglichen Einwirkung der täglichen Flut und Ebbe ausgesetzt blieb und daher eine für den Fischfang günstige Stelle war, aber auch allmählich immer mehr aufschlickte.⁵⁾ Hübbe sagt nun weiter, daß erfahrungsgemäß die Fischer sehr an ihrem Gewerbe und an ihrem Fangort hängen; es sei daher sehr möglich, daß schon vor der vorhin erwähnten Eindeichung ein Fischer Grim oder Grimmeke in dieser Gegend sein Gewerbe betrieben und somit dem Geländeteil zu seinem Namen verholfen habe.

Mir will indes diese Hübbe'sche Erklärung in keiner Weise zusagen; denn erstens ist mir in der ganzen älteren Topographie unsrer Stadt kein Beispiel bekannt, daß ein Personennamen ohne weiteren Zusatz (Straße, Weg usw.) zu

¹⁾ Vgl. Dr. Reinecke a. a. O. Seite 42 und 123. Diese Bezeichnung, einer der ältesten lüneburgischen Straßennamen, war als solcher lange verschwunden, ist aber seit 1910 wieder amtlich eingeführt worden.

²⁾ Historische Topographie, Seite 76.

³⁾ Historische Topographie, Seite 23, Anmerkung 1. Dr. Matth. Schüller, Traktat von den Erben, nennt Seite 601 dagegen nicht den Grimm, sondern die Gröningerstraße als Bezirksbezeichnung.

⁴⁾ In den „Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte“ IV, Seite 116.

⁵⁾ Diese Ortsbestimmung für das Fischwehr ist recht unbestimmt; denn es könnte danach fast scheinen, als ob das westliche Ende des jetzigen „Rehrwieder“ gemeint sei.

einem Straßennamen geworden sei. Das ist erst in neuester Zeit geschehen, und zwar in den Straßennamen Fontenay und Elebeken.¹⁾

Zweitens sind die Namen, die zu den Rufnamen als Unterscheidungsmerkmal hinzugefügt wurden, die jetzt sog. Zunamen, im 13. und 14. Jahrhundert noch nicht feststehende Familiennamen geworden.

Drittens sind für eine endgültige Erklärung sowohl unfres als auch des lüneburgischen Straßennamens jedenfalls die Namen Grimmerhörn, früher eine an der Elbmündung belegene Sandbank, die jetzt eine starke Befestigung trägt, und Grimma, eine Stadt im Königreich Sachsen, vielleicht auch Cremonen (bei Berlin) heranzuziehen.

Ich empfehle also auch diesen noch nicht einwandfrei erklärten Straßennamen „Grimm“ der Beachtung unsrer germanistisch-philologischen Mitglieder; vielleicht gelingt einem von ihnen die Lösung des Rätsels.

Die „Lammerstraat“ im Weltkrieg.

In einer kurzen Anzeige von Hermann Fardels Lammerstraat-Studie (Heft 2 S. 68) wiesen wir auf eine allerneueste Fassung hin, auf die im Berliner „Alt“ erschienene „engelsche Jammerstraat“ von Edmund Runze. Inzwischen hat Fris von der Bille in der „Hamburger Woche“ eine noch neuere Umdeutung des unverwüßlichen Liedes erscheinen lassen. Da das alte Lammerstraat-Lied (mit Napoleon und dem Hanseaten) noch heute von den Soldaten gern gesungen wird (vgl. unsere heutigen „Kriegsbriefe“), so ist anzunehmen, daß auch diese Weltkriegs-Fassungen sich bei unseren Blauen und Feldgrauen einbürgern werden.

Wir bringen also zunächst Runzes „De engelsche Jammerstraat“, deren Verfasser ihr zum Schluß noch die hübsche Bemerkung auf den Weg gab: „Bitte wiederholen und statt Emden Karlsruhe setzen.“

Un de Emden swemmt noch jümmer up de Sunda-Sundastraat, kann kapern, wat se will. Un man jümmer still. — Und da löfft se sich en Schipp mit Ries, Schipp mit Ries perdoos! „Allens Brie, allens Brie“, seggt de Rieskaptein. — Ja, de Emden makt dat nett, dat se Ries taum Kalen hett.

Un de Emden swemmt noch jümmer up de Malakafstraat, kann kapern, wat se will. Un man jümmer still. — Un da löfft se sich en Schipp mit Zimmt, Schipp mit Zimmt, perdoos! — „Fein gestoßen, fein gestoßen“, seggt de Zimmtkaptein. „Allens Brie“, seggt de Rieskaptein. — Ja, de Emden makt dat nett, dat se Zimmt taum Riesbrie hett.

Un de Emden swemmt noch jümmer bi de Andamanen rum, kann kapern, wat se will. Un man jümmer still. — Un da löfft se sich en Zuckerschipp, Zuckerschipp perdoos! „Dat is bitter, dat is bitter“, seggt de sööt Kaptein. „Fein gestoßen“, seggt de Zimmtkaptein. „Allens Brie“, seggt de Rieskaptein. — Ja, de Emden makt dat nett, dat se Zimmt un Zucker hett.

Un de Emden swemmt noch jümmer up den Ind’schen Ozean, kann kapern, wat se will. Un man jümmer still. — Un da löfft se sich en Schipp mit Koks, Schipp mit Koks perdoos! — „Lezte Ladung, lezte Ladung“, seggt de Koks-kaptein. „Dat is bitter“, seggt de sööt Kaptein. „Fein gestoßen“, seggt de Zimmtkaptein. „Allens Brie“, seggt de Rieskaptein. — Ja, de Emden makt dat nett, dat se Koks forn Rakheerd hett.

Un de Emden swemmt noch jümmer vor den heil’gen Ganges rum, kann kapern, wat se will. Un man jümmer still. Un da löfft se sich een Schipp mit Rum, Schipp mit Rum perdoos! — „Jed bün rum, id bün rum“, seggt de Rumkaptein. „Lezte Ladung“, seggt de Koks-kaptein. „Dat is bitter“, seggt de sööt Kaptein. „Fein gestoßen“, seggt de Zimmtkaptein. „Allens Brie“, seggt de Rieskaptein. — Ja, de Emden makt dat nett, dat se nu noch Grog tau hett.

¹⁾ Vgl. in der Zeitschrift „Der Hamburger“, 1912, Heft 5 meinen Aufsatz: „Von zwei Hamburger Straßennamen: Fontenay und Elebeken.“

Das zweite neue Lied wird von seinem Verfasser Fritz von der Ville als „Familien- und Stammtischlied, nach bekannter Weise zu singen“ bezeichnet: „Un dorbi wohnt he noch jümmers in de Lammer-Lammerstraat, Kann moken, wat he will, swig man jümmers, jümmers still. — Un da mott he sic en. Nikolaus, Nikolaus pardaus. Ic bün Kaifer, ic bün Kaifer, seggt Hein Nikolaus. Un Vigo-Vigolin, un Vigo-Vigolin, Und sien Deern de heet Katrien.

Un denn mott he sic en Poängtaree, Poängtaree pardaus. Revangschieren, revangschieren, seggt Poängtaree, Ic bün Kaifer, ic bün Kaifer, seggt Hein Nikolaus, usw.

Un denn mott he sic en Engelsmann, Engelsmann pardaus. Ic betahl dat, ic betahl dat, seggt de Engelsmann, Revangschieren, revangschieren seggt Poängtaree, usw.

Un denn mott he sic en Serbensmann, Serbensmann pardaus. Ic hew Lütis, ic hew Lütis, seggt de Serbensmann, Ic betahl dat, ic betahl dat, seggt de Engelsmann, usw.

Un denn mott he sic 'n Nikitamann, Nikitamann pardaus. Ic brut Samels, ic brut Samels, seggt Nikitamann, Ic hew Lütis, ic hew Lütis, seggt de Serbensmann, usw.

Un denn mott he sic en Japanes, Japanes pardaus. Ic will klauen, ic will klauen, seggt de Japanes, Ic brut Samels, ic brut Samels, seggt Nikitamann, usw.

Un denn mott he sic en Portugies, Portugies pardaus. Gew mi of wat, gew mi of wat; seggt de Portugies, Ic will klauen, ic will klauen, seggt de Japanes, usw.

Un dorbi wohnt he noch jümmers in de Lammer-Lammerstraat, Kann moken, wat he will. Swig man jümmers, jümmers still. — Un denn mott he sic en Hanseat, Hanseat pardaus. Hummel-Hummel, Hummel-Hummel, seggt de Hanseat, Gew mi of wat, gew mi of wat, seggt de Portugies, usw.

Un denn mott he sic en Ostrikmann, Ostrikmann pardaus. Wird verlaublich, wird verlaublich, seggt de Ostrikmann, Hummel-Hummel, Hummel-Hummel, seggt de Hanseat, usw.

Un denn mott he sic en Törkenmann, Törkenmann pardaus. Paßt mi grob, paßt mi grob, seggt de Törkenmann, Wird verlaublich, wird verlaublich, seggt de Ostrikmann, usw.

Un denn mott he sic en dütschen Mann, Dütschen Mann pardaus. Feste druff, feste druff, seggt de dütsche Mann, Paßt mi grob, paßt mi grob, seggt de Törkenmann, usw.

Un dorbi wohnt he noch jümmers in de Lammer-Lammerstraat, Kann moken, wat he will. Swig man jümmers, jümmers still.

Kriegsbriefe.

(Vergl. Heft 2, Seite 49 ff.)

Von dem in unserm Volksheer vorherrschenden guten deutschen Humor gab eine äußerst stilgedachte Einladung zur Weihnachtsfeier in einem belgischen Schloß Zeugnis, die der „Sousofficier de service“ Julius Broszjnsky an den Quickborn-Baas richtete „en sa qualité de membre d'honneur de la Vereinigung Quickborn de Hambourg“. Da aber die französische Einladung stark aus der Rolle fiel mit der Fußnote „Aberdessen und Getränke mitbringen“, so verzichtete Paul Wriede. Broszjnsky hat die schöne Ablehnung zwar sehr bedauert, aber „die Andern waren alle da“, und so ist die Weihnachtsfeier seiner Wache bei selbstverfaßten Liedern (auch plattdeutschen natürlich), bei einem aus kalter Karbonade und Kartoffelsalat bestehenden Festmahl, je einer halben Flasche Rotwein usw. sehr harmonisch verlaufen. „Und trat man mal ins Freie, so ging immer noch das dumpfe Bumbum der Geschütze von der Front, das wir hier bei günstiger Windrichtung leise, aber doch deutlich genug hören“. — Aus Belgien hat auch Wilhelm Wolgast wieder geschrieben: „Noch immer sitze ich in demselben wallonischen Neste. Ich sehne mich hinaus wie ein Vogel aus einem Käfig, der seinem Neste ebenso ähnlich

ist wie ein Fabrikshornstein einem Waldbaum. Wenn wir noch wenigstens wirkliche kriegerische Arbeit zu leisten hätten, ich wäre es zufrieden. Aber immer mehr weicht das Kriegsmäßige vor uns zurück, immer mehr zieht es nach Frankreich und läßt uns bei Garnisondienst auf der Etappe Wenn aus der Ferne täglicher Kanonendonner herüberbrüllt, so erscheint uns unsere Arbeit, an den Laten unserer Brüder an der Front gemessen, klein und unbedeutend Wenn ich wenigstens an der Bevölkerung Anteil nehmen könnte! Aber die Leute sagen mir nicht zu! Zwar sind sie nach meiner Schätzung mindestens zur Hälfte blau und blond, also wohl germanischer und nicht wallonischer Abstammung. Aber die Sprache ist ein großes Hindernis jeglicher Besprechung der großen weltgeschichtlichen Bewegung. Für die meisten von uns liegt ja Unkenntnis der Sprache vor, aber auch die Bekanntheit der französischen Sprache stellt nicht die innere Verbindung her. Mehr oder weniger erscheint dem unterworfenen Fremden beim Gebrauch seiner Sprache durch den Sieger die Absicht vorzuliegen, ihn für die Feinde seines Landes gewinnen zu wollen. Er beugt sich den Anschauungen in der Gegenwart des Siegers, bleibt aber im Innern derselbe. Anders schon würde die unabsichtlich übermittelte Beobachtung wirken, daß die meisten der Wallonen ursprünglich germanische Elemente, daß sie die Nachkommen von früher friedlich oder gewalttätig unterworfenen Niederdeutschen seien. Die Umwandlung der Volksstimmung kann nicht von außen her gelingen, sie kann nur von innen heraus kommen. Und da komme ich auf die Bedeutung zurück, die der niederdeutsche Hamburger für den vlamländischen Teil unseres Besetzungsgebietes haben kann. Ich habe mehrfach gesehen, welch stolzes und gleichzeitig befriedigtes Gefühl über das Gesicht der Blamen zog, wenn ich mich mit ihnen niederdeutsch verständigen konnte. Ich schreibe 'verständigen', ich möchte aber nicht so sehr den Verstand als die vermittelnde Geisteskraft hinstellen. Die wirkende Kraft ist nach meinen Beobachtungen vielmehr das triebhafte (instinktive) Gefühl für den wesensgleichen Niederdeutschen. Das erwachende Stammesbewußtsein des Blamen für uns wirksam zu machen, ist in jedem Falle für uns ein Vorteil — Im deutschen Heere sind genug Elemente, denen wegen ihrer Persönlichkeit eine erobernde Fähigkeit innewohnt. Wenn noch dazu ausgewählte Mannschaften verwendet würden, bei denen ein Rückschlag der Stimmung wegen alkoholischer oder anderen Ausschweifungen nicht zu befürchten ist — dann würde die friedliche Eroberung des unterworfenen Landes und seiner Bevölkerung noch im Kriege beginnen“.

Aus Belgien gaben ferner Lebenszeichen die Mitglieder Wilhelm von Have aus Bergedorf (Wize-Feldwebel): „De Quickborn denkt an sine Lüd, — drum schid he of de Böker hüt, — Sien Kriegers gelt de Dank un Gruf: — Hau drup! Als Siegers fahmt na Hus!“ — Otto Lüders (M. d. N., Unteroffizier): „Seit dem 28. 8. 1914 bin ich als Landstürmer in Belgien. Unweit Löwen begannen wir mit Bahnbewachung. Jetzt sind wir Etappentruppe. Wir hören fast täglich den Kanonendonner von Bpern her. Überhaupt erleben wir so manches mit, trotzdem man uns immer noch schont. — Mit uns' Modersprat helfen wir uns gut aus. Dat Vlaamsche lett sik god verstant. — Ich bitte Sie um Zusendung der 'Mitteilungen' nach hier. Einen Kameraden habe ich schon für unsere Sache gewonnen. Vielleicht glückt's noch bei Anderen. Mit der Hoffnung auf baldigen und starken Sieg grüße ich Sie herzlich“ (Die in Kortrijk zur Post gegebene Karte trug übrigens noch den Poststempel „Courtrai“.)

Aus Nordfrankreich schrieben u. a. die Mitglieder Ludwig Jürgen's (Musketier): „Den Herren des Vorstandes, sowie allen dabeigebliebenen Mitgliedern sende einen freundlichen Gruf aus dem Schützengraben in Frankreich.“ — Sellmuth Günther: „Für die gesandten M. a. d. N. herzlichen Dant. Der Artikel 'Plattdeutsch im deutschen Heere' hat mich sehr interessiert, zumal in meiner Korporalschaft viel Plattdeutsch gesprochen wird. Inzwischen bin ich zum Spinner = Unteroffizier befördert worden G. Cramer hab ich auf meiner Wanderung durch Frankreich of mol dropen. He gew mi to drinken, ik harr mi de Füüt dorchloopen un denn heft he mi mit sien Wogen (vgl. M. a. d. N. Jhg. 8, S. 50. D. Schr.) 10 km no min Regiment henbrocht. — Ich liege 14 Tage im Schützengraben und nachher zur Abwechslung im

Walde in der Reserve. Wenn die Artillerie nicht so funkt, läßt es sich aus- halten". (Von einem Zusammentreffen zweier Quickbornmitglieder berichtete vor einiger Zeit auch Broszinski, der in Belgien den Maler Nicolaus Bachmann traf). — Dr. G. Kuhlmann: „Meine Kompagnie besteht natürlich zum größten Teil aus Westfalen, darauf hält man von oben her, wenn auch mit den letzten Erfaten andere Landsleute hinzugekommen sind. Sie alle sprechen ihr gutes Platt, und ich geniere mich natürlich durchaus nicht, einzufallen . . . Wir habens schon besser, trockener, wärmer, gemüthlicher, ungefährlicher, aber nie ehrenvoller gehabt!“ (Inzwischen ist Dr. Kuhlmann leider verwundet worden.) — Georg Wilder (M. d. D., z. Z. als Offiziers-Stellvertreter in Frankreich): „In der Zeitung las ich von dem neuesten Quickbornheft. Ich lehze nach dem Inhalt! . . . Hier bei den Oldenburgern hört man gottlob nur Plattdeutsch. Quickbornhefte, die ich mitbrachte, sind wohl von der ganzen Kompagnie gelesen und zerlesen“. — Hinrich Wriede: „Dieser Tage habe ich oft an Euch denken müssen, wenn die Kameraden immer wieder riefen: Wriede, de Lammerstraat! Das Lied habe ich neulich morgen angestimmt in der dunkeln Ferne, und es hat so mächtigen Anklang gefunden, daß es geradezu zu unserm Kompagnielied geworden ist. Besonders durch die Dörfer wird es immer gesungen, denn die Sachsen und Bayern kommen vor die Thüren gelaufen und sperren Augen und Ohren auf. Neulich rief einer: Soviel Engländer uff eemol! als wir die Lammerstraat fangen“. — „Jetzt scheint hier der Winter noch beginnen zu wollen. Bis jetzt haben wir kaum Frost gehabt, jetzt friert es hart. Nach harten Kämpfen zwischen hier und Ypern — mehrere Tage rollte der Kanonen- donner ununterbrochen — ist es ganz still geworden. Nur einzelne Schüsse fallen noch. — Seit 4 Wochen bin ich Drahtarbeiter. Mit 7 Kameraden zusammen arbeite ich an den Drahtverhauen vor unsern Gräben. Glücklicher- weise hatten wir viel Nebel, bei klarem Wetter schicken die Engländer sofort ihre in Amerika hergestellten Glückwunschkarten herüber“. — Ein Feldpostbrief unseres Mitgliedes Rud. Krause enthielt einen Beitrag zum „Plattdeutsch im deutschen Heer“. Wir werden ihn im nächsten Heft abdrucken.

Auch aus dem Osten kamen wieder Briefe. So schrieb Dr. R. Bonhof (M. d. D., Leutnant): „Ich freue mich jedesmal sehr, wenn ich ein Quickborn- heft mit seinem reichen Inhalt erhalte und studiere es durch in den Stunden, wo uns die Russen keine Gelegenheit geben, sie zu verhauen. Wir liegen seit Monaten in der näheren und weiteren Umgebung von Mawa unsern Feinden gegenüber und haben manchen ereignisreichen Tag hinter uns“. — Unser Johs. Rohde, den Quickbornleuten namentlich von den „Sögen“ in bester Erinnerung, ist als („gedienter“) Landsturmann nach dem Osten gezogen. Seine glückliche Veranlagung ist ihm natürlich treu geblieben: „Nun bin ich schon eine Woche Soldat und habe es ganz gut getroffen. Wenn wir auch, was Wohn- und Schlafstätten betrifft, schon allerlei durchgemacht haben, wo- rüber wir Hamburger nicht gerade erbaut waren, so können wir jetzt sehr zu- frieden sein. Wir wohnen in einer modernen Kaserne, haben 2 elektrische Glühlampen auf der Stube, genießen von unserm Fenster eine herrliche Aus- sicht und haben vorläufig als Dienst: ‚Sachen empfangen‘. Wir werden sehr gut verpflegt. Unsere Küchenchefs haben schon für Firlichlichkeiten gekocht! Wir haben gute Vorgesetzte, einen großartigen Feldwebel und Vize-Feld- webel. Als der Major gestern an uns vorüberging, klopfte er ganz vergnügt auf meinen Bauch und fragte vor der ganzen Kompagnie im Scherzton: ‚Weshalb strecken Sie denn den Bauch so vor?‘ Allgemeine Heiterkeit. Unsere Nationalsprache ist natürlich „Plattdütsch“ und manches geflügelte Hamburger Wort geht durch unsere Reihen. Wir sind ja alle Hamburger Jungs, und das macht uns das Leben auch so heimatisch. Weest du, hier kannst mol ordentlich plattdütsch snacken, datt du di dat Hochdütsche noch ganz affgewuehnt! Junge, Junge, watt'n Spoff!“ — Bei derselben Truppe steht als Gefreiter Dr. H. E. Müller (Bergeborn), einstmals Schriftführer unserer Vereinigung. Er erzählt: „Seit 10 Tagen bin ich nun auch einberufen, umstehend meine adresse. wir sind — 1000 hamburger landsturleute — am 13. 2. von Sbg. hierher transportiert. wir dienen zur formirung eines neuen

infanterieregiments. Sie können sich denken, daß bei soviel Hamburgern niederdeutsch die Umgangssprache und „hummel“ das schiboleth ist. es herrscht ein famoser Geist, und wir füllen uns alle sehr wol vorläufig garnisondienst. was nahher wird, ist unbestimmt“.

F. Wippermann ist noch nicht zur Front zurückgekehrt. Er schrieb uns aus Wesel: „ Ich glaube, daß der Krieg in ungeahnter Weise unsere gute alte plattdeutsche Sprache zu Ehren gebracht hat und noch bringen wird, und dazu hat der ‚Quickborn‘ sein gut Theil mit beigetragen. — Ein Paderborner Kriegskamerad schreibt mir aus Bpenn: Ihren deutsch-französischen Dolmetscher habe ich erhalten, er tut mir gute Dienste. Hier sprechen wir aber meist plämisch oder plattdeutsch!“ — „Die letzten Quickbornhefte haben mir eine große Freude gemacht: Der Quickborn geht mit der großen Zeit!“ — G. F. Meyer, der im Osten u. a. bei Tannenberg-Hohenstein mitkämpfte und nachher als Befehlsüberbringer Dienst tat, wurde zu seinem Bedauern wegen Gesichtskrankheit heimgeschickt nach Schleswig ins Lazarett. Unterm 2. Januar schrieb er uns: „De Gesichtskrof is wedder weg, se hett awer towegbröcht dat id nu hier in Sleswig runkuschen mutt, id weer lewer buten bleb'n. Schön weer't awer doch, dat id as so'n Wihnachtsmann grad Wihnachtenabend bi min Fru un Kinner ankam'n kunn. De weern rein ut de Züt!“ Inzwischen ist Meyer, von dem wir einen längeren Feldbrief an anderer Stelle in diesem Heft veröffentlichten, nach Frankreich abgerückt.

Nachdem nun auch die deutsche Flotte, soweit erreichbar, mit Büchern aus der niederdeutschen Kriegsbücherei versehen worden ist, trafen auch von ihr wieder viele, viele Dankschreibungen ein. Eines, dessen Wortlaut wir jedoch nicht veröffentlichen dürfen, vom Prinzen Heinrich von Preußen.

Ein Neujahrsgruß für den „Quickborn“ traf von den „Ober-Kulis d. Res.“ S. M. S. „Thüringen“ ein. — In einem fröhlichen Brief aus der Ostsee hieß es: „De Wihnachtsmann hett us ditmal eene grote Freud makt un us Beuker brocht. In wat for Beuker! Allerhand schöne Saten, un de sünd schrewen in use herrliche plattdütsche Sprok. Dat weer en großes Hügen. Wenn wi hier buten up us Börpostenschipp Dag for Dag op de See rumkarjolt, denn is een godes Book een gefunnes Freten Darum segg ik den Quickborn minen allerherzlichsten Dank von mi sülden un von min plattdütschen Deckslüd. — Den meisten Spoh hew ik von Gorch Fock sin Geschicht ‚Hein Godenwind‘ hatt. De Geschicht hew ik al tweemol lest un les se nochmol. Wenn een von Se den Gorch Fock kennen deiht, denn bitt ik, em minen Dank uttospreken. — An' Schipp hett nu en stolzen Nomen: Hilfsstreuminendampfer“ nennt wi us. In mit Minen hewt wi to dohn. Dat heet, keen Hamburger Kölschen, de Mine heet, ne, so smatte isern Ketels, un wenn wi de int Woter smeten hewt un dor löppt een Engelschmann dorgegen, denn geiht he heidi. — Tom Sluß will ik noch een lütt Döbntje vertellen: Weeten Se, wi jest Mr. Grey heet? De heet Blac — he sitt in de Dinte. Na, nig for ungood!“ — Vom Bord S. M. S. „Posen“ kamen diese Zeilen: „Seit kurzer Zeit habe ich aus der sich hier an Bord befindlichen Schiffsbibliothek guten Lesestoff der Kriegsbücherei der Vereinigung Quickborn“ entnommen. Diese Schriften interessieren mich als Schleswig-Holsteiner natürlich sehr, und so habe ich denn auch die vorhandenen Bücher fast alle schon durchstudiert. Durch das Lesen der Erzählungen und Dichtungen von J. S. Fehrs, Gorch Fock usw. habe ich mir die Freizeit angenehm vertrieben. Ich erkläre daher hiermit meinen Beitritt zur Vereinigung Quickborn und bitte um gefl. Auskunft, an welche Adresse ich den Beitrag zu senden habe.“ — Der Kommandant eines Sperrverkehrfahrzeuges schrieb: „Für die dem Kommando übersandten Bücher sage ich Ihnen auch im Namen meiner Leute den wärmsten Dank. Sie verkürzen uns die so langen Winterabende und sorgen für Anregung auf unserm Wachtposten gegen das perfide Albion“. — Ein weiterer Brief lautete: „Für die heute eingegangenen, meist plattdeutschen Bücher spreche ich Ihnen im Namen der Besatzung S. M. S. ‚Nagen‘ unsern wärmsten Dank aus. Die Eigenart des Dienstes hier an Bord bringt es so mit sich, daß alle Personen der Besatzung viel Muße zum Lesen haben.“

Deshalb sind Bücher stets eine willkommene Gabe, umfamehr, wenn sie der Eigenart der Leute so entgegenkommen, wie die von Ihnen gesandten“.

Aus Parchim kam dieser Dank eines Erfasreservisten: „Indem ich den Empfang der gesandten Bücher bestätige, danke ich Ihnen sowie der Vereinigung „Quickborn“ auch im Namen meiner lieben Kameraden herzlichst. Sie haben uns mit der Sendung wirklich eine Freude gemacht, auch soll es uns in den Ruhestunden eine Erholung sein, da in rum to weul'n, wie de Hamborger seggt. Ik for min Deel hef mi gliet an Fehrs mott, denn id all lang kenn, un de min leef Fründ is“. — Ein 76er Wehrmann schrieb aus einem französischen Schützengraben: „Für die Bücher sage Ihnen besten Dank. Am meisten hat uns alle das kleine Buch von Gorch Fock interessiert, denn der Inhalt brachte manchen einen auf andere Ideen und Gedanken. Denn hier im Schützengraben, wo es sehr einsilbig ist, hat man immer ein Verlangen nach etwas, welches den Geist mal wieder auf eine andere Bahn leitet“.

Bedarf es weiterer Beweise, daß der Quickborn mit seiner „Niederdeutschen Kriegsbücherei“ auf der richtigen Fährte ist? — Wie froh sind wir, daß wir auch auf diesem Gebiet etwas tun konnten. Wie gern täten wir weit, weit mehr! Denn was sind 4—5000 Bücher bei der Riesenzahl unserer unter den Fahnen stehenden niederdeutschen Volksgenossen!

Sehr willkommene „Kriegsbriefe“ waren uns daher auch die Briefe, in denen uns neuerdings wieder Auslandsdeutsche größere Spenden für die Kriegsbücherei ankündigten. Unsere Mitglieder Charles Jarchow in Chicago und Hugo Fischer in Lima haben, der eine mit 280 plattdeutschen Büchern, der andere mit einer Barspende von 100 Mark sich an die Spitze aller Einzelspender gestellt!

Von dem Fühlen des Deutschen im Auslande zeugt auch ein Brief unseres Mitgliedes Kommerzienrat Goldbeck-Löwe, bisher deutscher Konsul in Helsingfors, gegenwärtig Handelsfachverständiger bei der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Stockholm: „Jeder Gruß aus der Heimat, zumal aus der engeren, berührt in dieser Zeit doppelt wohlthuend“.

Wodennig wi slapen hebbt.

Schleswig, den 25. Februar 1915.

Min leeve Fründ Briede!

Dat heft Du richtig rad, as ik vun't Feldlazarett weg un wieder achter de Front na en anner Lazarett kam'n dö, do dur dat keen Stunn un ik seet al in en Badewann un spöl allns af, wat ik mi in veer lange Kriegsmonat'n in Rusland un Ostpreußen opsammelt harr. Dat weer as en Jungmäxl, dat seggt ik Di! Wenn Du awer meenst, dat ik in de eerst'n Nach'n in de schön'n warm'n Betten as in en weeken Schot slapen heff, denn is dat ni wahr. Dat reet un kneep mi in Arms un Been'n, wo ik süß's nachts nig vun markt harr, dat weer so bruttwarm sinner de Ofen, un ik hör noch immer de Schrapnell's un Granaten sufen un bullern un de Maschinengewehr'n knackern, dat ik dat Ligg'n ni afschlo'n kunn un al vpl vör Dag mit apen Ogen darligg'n müß. So bilütt'n eers keem de ole Ruh wedder.

Un denn noch wat, dat warst Du woll ni glöben, awer wahr is dat doch: Ik heff in de veer Monat'n blots een eenziges Mal 's nachts de Büß vun'n Tief hadd un in en sauber Bett slapen, un in de Nacht heff ik heel flech slapen, heel flech. Dat weer in Syd an'n 11. September. Römdags weern wi in de Stadt rinmarscheert, wo dree Wefen lang de Russen dat Segg'n hadd harrn, un de Inwahners weern rein ut de Sütt vör luter Freud. Ik keem mit noch dree Kameraben bi en Postbeamten in Quarteer. De Lü'd wüffen rein ni, wat se uns all to Leev don wulln. De ganze Wahnung weer för uns, un in de Sclapstuw wörrn uns veer Betten wiest, rein un witt awertroden. Wi wulln eers garnich glöben, dat wi dar in ligg'n schulln, ne, wi kunn'n dat ni glöben, wi sett'n uns op. Un as wi marten, de Lü'd spaßen ni, do leet'n wi uns de

Waschlack wiesen, un dar wilschen wi uns vun haben het nerrn af un trocken rein Süg an, un so kröpen wi's abends in de piffainen Betten rin. „Hein, wo bekümmt di dat?“ — „O, Jung, wo kann't angahn, gister noch in Schiet un Dreck un nu as in Moder ern Schot!“ — „Du, vör morgen fröh Klock acht stah it ni op!“ — „Ne, it of ni!“ — Dat dur ni lang, do leeg'n wi alltosam in'n drüdd'n Drom. — Na'n paar Stunn wat it op, it kunn mi vör Hitt ni barga. Dat leeg op mi as bi so'n brutti Gewitterlust, un bi de Föt weer dat, as leeg'n bab'n un nerrn un an all de Sieden luter Warmruken. Do hör it of al in't Bett bian, dar wöhl een rüm un smeet sit as wrantig op de anner Kant: p-h-h, p-h-h! „Wat heft du, Hein?“ — „Minsch, it kann dat ni utholn vör Hitt!“ — „Meeft, wat mi dat anners geiht!“ — „Mi geiht dat jüß so“, keem dat ut de annern Eken rut. Do müssen wi doch lachen. „Minsch“, seggt Hein, „dat is je wull so, as wenn so'n Indianer mit eenmal in en Fedderbett slapen mutt, de wör, glöf it, of ni ligg'n künn'n.“ Morgens to rechter Lieb al weern wi in de Been.

Süßt Du, sodennig güng mi dat, as it mal in en schön Bett slapen kunn. Dat weer blots eenmal, dat tweet Mal harr it wull al beter legen; awer to'n tweeten Mal is mi dat ni wedder bad'n worn, un in de anner Nacht al weer it gern wedder in dat warme Fedderbett rinkrapen un wenn't of noch mal so hitt weft weer.

Dags awer wör Bott schickt, dar weer en russches Korps vun Süden her gegen Lyck in Anmarsch, de wull de Armee an de masurischen Seen to Hölp kam'n, un uns Division schull dar gegenan un er op'n Draff bring'n, wenn't angahn kunn. Min Kompagnie müß en Schüttengraben vör de Stadt besett'n, un dar seet'n wi nu de ganze Nacht in den apen Graben un spien de Öhrn un kien na vörn, dar wör schaten un schaten un een Für na dat anner seeg'n wi oplöchen un dalbrenn'n, un darbi regen dat ünner dreedrätig vun haben dal. Wi slietern uns ut den Graben rut un slegen Stroh ran; awer de Regen güng bald vör dat Stroh hendör. Stief en klamm kröpen wi's morgens, as wi aflöft wörn, ut den Graben rut, wi harrn noch weniger Slap tregen as in de Fedderbett'n. —

Na, nu bün it eenmal bi, vun't Slapen to vertellen, denn will it den Strang fastholen, Du schaft dar awer ni bi toslapen.

Wi hebbt noch falenins 's nachts in Schüttengrabens legen; awer wi lern heel bald, er beter to maken as de dar vör Lyck, de uns dar anweist wör. Wi buddeln uns deep rin un proppen de Löcker mit Stroh vull oder bugen uns gode un faste Ünnerstänn, wo wi seker gegen Regen un Küll ligg'n künn'n — blots de Poffens müssen buten stahn un oppassen. It mutt segg'n, it heff in de Ünnerstänn beter slapen as in de Zelten, de wi in'n August und Anfang September meist jeden Abend opslagen müssen. Dar weer dat to beknepen in, de een krabbel den annern öwer de Been weg, meisttieds weer dar of ni nog Stroh in, wi weern to möd, dar rantohaln un denn weer dat to kold vun nerrn, tochen dö dat dar of ganz bannig in, un wenn dat regen dö, drüppel een' dat of noch op'n Kopp. De leegste Nacht ünner de Zelten heff it vör Offowitz hadd an'n 28. September. Min Kompagnie keem as Vörpostentompagnie wied vörut, un it müß op Wach bi en Brich, de schull de Russen ni in de Luft sprengen. Dat regen wedder Bindfadens, dat Stroh in uns Telt weer natt un klamm, dat led. vun haben hendörch, de Küll keem vun ünnern op ut den Moorgrund rut, dat weer en Storm, de Teltbahns hullern un bullern, as wulln se jed'n Ogenblick mit uns in de Luft fleegen, un de Granaten vun de Festung her judeln öwer uns weg, dat weer unbeemlich. Slapen heff it awer doch, het mi gegen Morgen Been un Föt to kold warm dönn.

Bischurns weer dar of keen Lied to'n Teltbugen, wenn dat Gesecht ni to Enn kam'n weer un uns Lag unseker bleef oder de Russen op'e Nächst wesen künn'n, so as in de Dag vör un na Hohenstein. Denn leegen wi an en Chauffee-graben, op't frie Feld achter en Barg oder an en Holtrand, dat Gewehr to Hand, den Tornister ünner'n Kopp, op de blote Eer. Do heff it toers man heel wenig slapen, de kole Nachtlust stör mi. Awer of dat Butenslapen lehr sit. Wi leepen toles gern en half Stunn un länger un slegen Stroh heran, wenn wi denn naher man warm ligg'n künn'n. An'n 26. Oktober noch heff it

buten leggen un garnich flech slapen, un dat frötr doch al. Sun de Gergrundüm weer witt vun Riep. Do harr ik en Befehl vun'n Regiment'sstab halm müff un keem eers 's nachts Klock dree wedder bi de Kompagnie an, de leeg al in en lütt Dannaholt in fast'n Slap. Ik rat mi en bet'n Stroß tosam, wat dar to Spill gahn weer bi't Ranbahn, wickel de Föt in en Oef, deck den Mantel ewer Lief un Bosh un tröck de Zeltbahn vun nern bet baben ewer den ganzen Kerl, of ewer dat Gesicht weg, dat weer en grot Hauptzak, un denn heff ik fast slapen, bet dat in't Lager lebennig wör.

Us wi wieder in de Jahrestied keem'n, dunn hebbt wi, wenn't jichtens an-gahn kunn, ünner Daed un Fact slapen, in en Stall, en Schün, en lütt Rat, as sik dat drapen dö.

In de Ratens wör en Stuf utrümt, Stroß rindragen, de Uben oder Herd anbött, wenn't güng, un dar slöp sik dat denn warm un schön.

In de grotten ostpreußschen un ruffschen Schün's weer dat meistieds en beten tochtig. Dar wüssen wi awer bald Rat vör, un menni'n Spah hebbt wi noch babenin hadd. Op wönt Steden weern bannig vel Rotten un Mäs, de leep'n een' 's nachts bi'n Kopp lan un ewer't Lief weg, dat weer ni schön. Se beetten sik of un krieschen un fülln of wull vun baben hendal op uns rop, un een vun uns Unterofficern harr mal's morgens en grot Lock in de Back, dar harrn de Rotten en beten, de hölln dat je wull mit de Ruffen.

Mal in en ruffsch Dörp wör min Zug na en langen Stall rinwiest. Wi kief'n dar rin, nüffeln awer glichs wedder trüch. Wat stinkt dat dar blots! Wi hölln uns de Näs to un leepen rut. „Dar gah't wi ni rin!“ Wi maken Larm. „Ja, Lüd, dat is all recht god, dat Dörp is proppenvull, narms is Plas, un de Kompagnie mutt tosam blieb'n: rin mæt ji dar!“ — „Wo schull dat wull an ligg'n, dat dat so stinkt“, seggt Krischan Lars, „dat mutt ik doch mal sehn“. He wedder rin un söch den Stall af. Op een' Enn weer en Verslag, un as he dar rin kief, do keem he di en beten wedder trüch stuben: „Dar ligg't en dod Peerd in!“ Dat arm Tier weer dar je wull in verjungert, de Inwahners weern flücht. „Wat nu?“ — „Rut mutt de Schinner dar“, seggt Krischan, „ik will mal mit den Patronenkutscher snaden.“ Ja, de wull helpen. Dar wör 'en Red um de Achterbeen vun dat Tier leggt un denn wörn dar Peer vörspannt un „hü“ güng dat na de Huskoppel rop, dar wör dat Nas smeeten den Fotborn mit Sand un Eer, anner halm Stroß, un bald leegen wi in twee Reegen, de Been na de Midd, lingerslang in den Stall un sleepen. De best Spah keem awer eers den annern Morgen. So Klock hento söß wör ik in'n best'n Slap stört vun en grot Hallo, dar leep mi of wat ewer de Been'n weg un ik hör wat quieten, un as ik gau in'n Enn kam'n dö, seeten all min Kameraden to beid' Sieden oprecht dar, kiefen sik an un — lachen. Uns Hugo weer de flinkst weß, he harr een vun de Farken grepen un ei dat: „So, so!“ Dat weer to spahig. De Farken harrn 's nachts in dat Verslag-schur legen un 's morgen klimmt de ganze Tuch na'n Stall rin un stökt den eerst'n in de Reeg an de Been: „Noch, noch, noch!“ De waft op un fangt an to schimpen. Do ward de lütt'n Tiern bang un birft den Stall lanf ewer uns Been'n weg, eers hen un denn wedder trüch. Du harrst blots de Gesicht mal sehn schullt. All keem'n se mit'n Ruck awerenn un wulln anfäng'n to schimpen, awer denn seeg'n se, wat los weer un lachen altosam ludhals. — Annern Morgen störn se uns ni mehr, de lütt'n Farken. Dags ewer weern se dar achter to jagen, un 's abends weern de lütt'n „Kochgeschirraspiranten“ wull al all achter't Koppelslott verschwunn.

En annermal keem'n wi na en Schündel rop, dat weer al schummerig. Op beide Sied'n in't Fact leeg vel Stroß, dar söch ik mi en warm Nest. Wönt bleeben nern op de Oef un leegen dar in twee Reegen. Mit'n Rat geef dat dar en Larm un Schimpen, un ik seeg blots noch, dat dar wat ut de Schünd-dör rutsmeeten wör, un denn güng dat Lachen los. In de een Eck harr en Ralf stahn, dar harr sik nüms vör wahr't hadd, un as dat nu still ward, klimmt dat Tier to Ruum un trampelt den een' op de Been rum. De klimmt hoch, dat Tier ward bang un fangt dat Lopen an, ewer de annern weg, un bi den Larm kriegt dat Tier dat je wull mit de Angst un makt dat as de Esel in't

Märchen, weest Du, de Goldstücken maken schull un ni kunn. Na, dat Fluchen un Schimpfen un Lachen harrst Du hörn schullt, den annern Dag harrn wi dar noch god an.

In so'n grot Schünfack weer dat mitto ganz prächtig. Den Abend na dat grote Gefecht bi Wilhelmsherg an'n 13. November verget it so licht ni. Dags harrn wi dör deepen Dred wad un weern in Schüttenreeg'n awer de smerig'n Koppeln ramertam'n; awer Verluste harrn wi ni habbd, een Mann harr en Kugel dör dat Kalgeschirr fregen, dat weer't all, un nu huten wi dar mit twee Kompagnien in dat grote Schünfack, dat weer bet baben hen vull Stroh, de Rael weer nakam'n un harr uns wat to eten bröcht un noch wat Beteres: Post! Wat dat to bedüb'n het, weet bloß de, de dar mit bi weest is. Nu weer keen Minsch mehr möd, awerall brenn'n de lütt'n Lichtstummels, op jeden Balken seet'n se un lesen Breef un de niesten Zeitungen von achter ehrigstern, tau'n Schotolad un wat Moder süß noch schickt harr, smöven un vertellen von Moder un Kind, wo de dat güng, von Hannis un Krischan, wat de in Fran-riek utfre't harrn, so as se schreeb'n, von Warschau un Paris, un von den leeg'n Engelsmann: de Rlod wör twölf, ehr wi to Ruh lam'n dön, un in'n Ligg'n noch wör wieder vertellt. Ja, so'n Les- un Klänabend in't Schünfack, wo all Mann glick iwerig mit darbi weern, den vergitt'n ni wedder.

Lang ni so schön weer dat, as it mal mit min' Zug na en Kornspieker rop müß, dat weer op den Trüchmarsch von Offowitz un Grajewo. Wi harrn nig to eten un weern natt von Sweet un Regen un pogg'nmöd von en lang'n Marsch. „Wo schüllt wi denn ligg'n?“ — „Hier in den Sawern!“ — „Wat!“ — „Ja wat meenst du sünst!“ — De Sawern weer lingerlang awer en halb'n Meter hoch opschüdd, dar wad'n wi rin, dat uns de Körn in de Steweln leepen. It kreeg noch en leerigen Sack tofat'n, dar kladder it mit de Been rin, buddel en Loch in dat Korn, raf de Körn von beide Sieden awer mi un deck mi mit den natten Mantel to. „So, nu man gu'n Nacht un slap god, to eten giffst dat hilt abend nig“. Dat weer en koleß Lager in de natten Kle-daschen, de Sawern warm of ni, as wi dacht harrn, he weer to drög; mi klappern de Sähn'n, as it 's morgens opwaten dö un mi de Sawerförn ut Steweln un Cornister schüdd, un de Hunger stünn of wedder mit op. It harr blots noch en Blickbos vull Honnig in'n Brotbüdel, de harr it in en ruffschcn Zimmbagen vullfüllt un ophegt. „So“, segg it to Hein Lange un Korl Möller, „nu kamt man her, to eten hebbt wi nig, denn maet wi Medizin innehmen!“ Se lachen mi ut. „Ja, ja“, segg it, „man ran!“ un kreeg den Honnig ut de Tasch un min'n Etzpel ut'n Stewelschacht, un denn kreeg eers Hein en Lappel vull Honnig un denn Korl un denn it, un wi licken un licken, bet de Medizin all weer.

As it Radfahrer warn weer un fatenins as Befehlsämpfänger na'n Stab müß, dunn kunn it mi 's nachts en warm Eck utföken, wo wi denn blots mit dree, veer un mehr Mann ligg'n dön, meistieds in en Stuw dicht bi de Off-zeern oder in en Stall dicht bi, all as dar Platz weer.

Mal teem it na en Swienstall rin, dat weer al düfter un buten leeg Snee. It knips de Lantern an un pedd in den lütt'n Krupstall rin, Stroh leeg dar al. Dar weer awer of al een in, de wull mi dar ni hebb'n, de süng ganz greß an to quieken, as it em unvernarns op'n Kopp pedd'n dö — he harr sit ganz na dat Stroh rinbuddelt. Beid harrn wi dar keen Platz in den Stall un wieten wull it ni, it kreeg den annern, dat weer en fetten Borg, mit een Hand bi'n Steert fat un mit de anner bi de Ohrn, geef em en paar mit de Stewelsnuten in de Rippen un smeet em rut, so dull as he sit of wöhrn un schriegen dö. Denn hal it mi noch en Armsvull Stroh to un mak mi en fein Bett trech. —

Op'n annermal leeg it achter de Peer in'n Stall in Kleverhei. Do kreeg it midden in de Nacht en Schlag an'n Kopp, dat mi de Funken ut de Ogen flög'n. Dat een Peerd harr sit wahl't un mit de lang'n Achterbeen'n uthalt un mi een'n an'n Knacker geb'n. Dat weer en Ruffen, dat Peerd, bi Neiden-borg harrn wi em grepen, he müß uns Feldkæl trecken. Wat'n Wunner, dat he den preußschcn Landwehrrmann een'n lang'n dö, as he ankam'n kunn. It heff em dat of wieder ni trumm nahm'n, de Bul harr it weg, un it nehm en anner Kant un sleep wieder.

Na den Stormangriff bi Karasiewo an'n 25. Oktober wörn wi ut uns Stuw rutjagt, wi Befehlsempfängers, dar schulln Leichtverwundete rin. Do müssen wi uns in'n Düstern en anner Lager söken un kröpen achter't Hus na en Schur rin, wo Hamergarben in leeg'n. Dat Schur weer na buten hen apen, un wenn dat of freern dö, wi bugen uns dar en schön Nest tred. It leeg mit noch een' Kameraden tosam en harr eers'n lütt Zied slapen, do tucks mi dar wat an de Föt, as wör dat Stroh dar wegreten, un wi leegen doch mit de Föt gegen en brödern Stallwand an. „Du, wat is dat“, seggt min Kamerad, „it sack al ganz weg, wat kann dat wesen?“ It müß dat of ni, it weer of to möd, vel to gruweln, it sleep wieder. Na'n lütt Zied wat it wedder op vun dat Tucksen. Nu wör mi de Sak denn doch verdächtich, it hör niep hen, un do hör it dat Muffeln un Gnupsen vun de Köh in den Stall bian, un all Ogenblich lang'n se mal hen un rupfen sik en frisch Mulvull Stroh ünner uns Föt weg. Wi harrn je wull en mæc Brett mit de Föt losstött, un nu kunn'n de Köh en lecker Mahltied holn. Dat besorg'n se of sobennig, dat wi ünner deeper dal sacken un man wenig Slap freegen.

In Darteihen heff it mal in't Posthus midd'n mant de Postfack un Paket'n slapen, as it dar op en Befehl lurn dö, de dör dat Telephon antam'n schull. Dar leeg it platt op'n Fotborn op'n paar leerige Postfack, — dat güng of. Na Marggrabowa müß it mal midd'n in de Nacht en Befehl henbring'n. De Klock weer twee, un Quarteer weer narms to kriegen, it müß na de Stadt-wach hen, un dar heff it of platt op'n Fotborn legen un harr noch nich mal leerige Postfack.

Am allerflechten op min Radfahrertourn heff it mal in en russches Grenzhus slapen. It schull to'n annern Morgen de Feldkæ ranbring'n, de weer bi dat Grenzhus stahn bleben, as de Kompagnien vörrücken. It harr mi in'n Düstern dör en Dannholt an de Grenz dörfummelt un freu mi al op en warm Slapsted. Ja, weest Bescheid, allns vull vun Infanterie, un in'n Stall stahd de Dragonerpeer vun een' Enn bet to'n annern. Bloß op den Stallbæn weer noch Platz, un wat schulln wi anners maken, wi müssen dar rop. Dat weer bannig kold buten, de Bæn weer undicht un ünner'n Ofen stünn rundüm dat Dad en Handbreet æwer, dar puß de Wind kold hendör. Stroh weer of ni to kriegen, wi müssen op de brödern Planken ligg'n. De weern æwer ni schier un glatt, de Fugen weern mit scharplantige Pies'n vernagelt, de drück'n een'n bi't Pigg'n, dat weer ni to'n Utholn. Klock een al bün it opstahn un heff mi ünner in'n Peerstall achter de Peer henbukt, dar weer dat doch warm.

So, nu heff it nog klænt, allns kann it je doch ni vertellen un opholn mutt it jo mal.

Du wunnerst Di wull, dat it sovel vun Slapen snaed un vun Butenligg'n un Stall un Schün un man wenig vun Bett un Stuw, de doch süß to't Slapen hört. Wi harrn dar of fatenins in slapen kunnt, wenn wi man wullt harrn. Frag mal de, de in Grajewo un Filipowo un eers recht in Batalarzewo un Suwalki in de Hüser slapen hebbt, de meisten ward sik unwerworns na de Halsbinn lang'n oder süß worns hen, as wulln se sik klei'n. So, nu weest Du, wat it meen. De Lüs un Wanzen hebbt mi nig dan, un de Flöhn leet it spring'n, dar kunn it doch ni gegenan, de weern je of man half so leeg, un vel vun dat Süß heff it of ni hadd, un it glöf, dat het vel dar an leg'n, dat it mi vör de Betten wahr heff un leever in Stall un Schün sleep. In Grajewo leeg it tosam mit min Korporalschaft in en jüdsche Synagoge twischen de Betschemeln op rein Roggenstroh un harr an'n Morgen keen verfwulln Ogen un keen Jaken in't Fell as de allermeisten. — In en russch Dörrp leegen wi so wat dree Wäsen in „Verteidigungsstellung“, un so lang, as he dar weer, bet uns Oberst nich in dat Hus slapen, wo sin Stabsstuw weer, he güng na sin'n Ünnerstand, un dar het he op Stroh un wulln Deken seler ruhiger slapen as in de polschen Lustlöcker.

„Dar sünd bloß twee Deel“, sä min Kamrad Niklas hüt morgen op'n Marsch na Idstedt rut to mi, „süß wull it leever hüt as morgen ut Sleswig weg un vun't Ersatz-Bataillon un wedder an de Front.“ — „Na“, segg it, „wat is dat denn?“ — „Ja“, seggt he, „eerstmal is dat hier ni so lebensgefährlich as buten.“ — „Ne“, segg it, „dat kann wesen.“ — „Ja, un denn heff it hier jeden Abend min warm Bett, dat is doch t o vel wert.“ — „Dat is

wull wahr“, segg ik, „dat seggst du nu; aver best du dar buten an dacht, wenn du di dagsawer möd lopen harrst un in't Stroh krupen döst?“ — „Dat jüß ni; aver beter is doch beter.“

Ik meen man, min leeve Fründ, wenn Du denken un durn schuft: „Ach ne doch, wo sünd de dar hendörkam'n!“ dat mußt Du ni. Wenn wi an'n Dag uns'n Kriegsdeenst dan harrn bi Wind un Weder un uns denn 's abends henlegg'n funn'n, denn weer dat wull för uns meistieds schöner, as wenn mennieen to Hus vun sin'n Ful-do-wat un Smiet-di-dal opsteiht un de Näs ünner de Feddern stickt.

So, nu gu'n Nacht, morgen is of noch'n Dag! Ik gröt Di vun Harten, Di un all de Frönn vun uns gode plattdütsche Sat un den Hamburger „Quickborn“.

Gustav Friedrich Meyer.



Rundschau



E. Rud. Schnitger †. Der ehemalige Schulvorsteher E. Rud. Schnitger ist am 11. März im 75. Lebensjahre sanft entschlafen. Der plötzliche Tod des seit langem leidenden alten Herrn hat leider dessen Befürchtung erfüllt, daß er das Erscheinen seines Quickbornbuches „Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg“ nicht mehr erleben würde. Die letzten Arbeiten an diesem Werk hatten ihn schon sehr angegriffen, ebenso bereits im vorigen Jahre die Durchsicht einer von behördlicher Seite vorbereiteten Erklärung der Hamburger Straßennamen. Über die Hamburger Straßennamen hat Schnitger besonders in der „Hamburgischen Schulzeitung“, in den „Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte“ und den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ wertvolle Deutungen abgegeben, die nun, nach vielfachen Nachprüfungen und Verbesserungen, in dem erwähnten Quickbornbuch vereinigt, demnächst erscheinen werden.

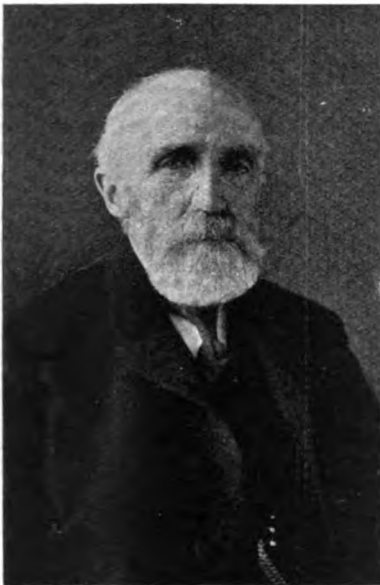
Der plattdeutschen Mundart Hamburgs hat Schnitger stets seine Aufmerksamkeit geschenkt. Die Lautverschiebung, die sich seit seiner Kindheit in der Hamburger Mundart durchgesetzt hatte, pflegte er als eine Sprachverderbnis

zu erklären. Dieser Überzeugung hat er oft in Gesprächen und schriftlichen Äußerungen mit aller Milde Ausdruck gegeben. Nüchtern entschieden aber sprach er, der vorzügliche Kenner hamburgischer Heimatkunde, sich über ein heimatkundliches Buch aus, das im Schulunterricht der Vaterstadt verwendet wird. — Mit welcher Gewissenhaftigkeit Schnitger seinen Straßennamen-Studien oblag, wie vorsichtig er seine Erklärungen abgab, ist den Lesern unserer Mitteilungen im Laufe der letzten Jahre bekannt genug geworden. Niemals ließ er sich — das hat z. B. auch Professor Walther lobend anerkannt — verleiten, Vermutungen für Tatsachen auszugeben. Immer suchte er für seine Deutungen sichere Beweise zu bringen. Wo solche nicht zu beschaffen waren, da gab er seine Erklärungen stets mit allem Vorbehalt.

Zu seinen letzten Arbeiten auf dem Gebiete der Straßendeutung gehörte außer dem oben erwähnten Quickbornbuch auch der kleine Auffas, den wir in diesem Heft abdrucken.

Wir können nur wünschen, daß es dem Quickborn und seiner Arbeit nie an so treuen und zuverlässigen Helfern mangeln möge, wie E. Rud. Schnitger einer gewesen ist.

P. W.



Bodenständige Straßennamen in Hamburg. Palmaille, Ronterescarpe, Esplanade, ja selbst Corso und Boulevard haben sich als Straßennamen in deutsche Städte eingeschlichen. Die alten bodenständigen Namen gelten ihnen gegenüber Vielen als „unfein“. Mit Recht hat der Hamburgische Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins darauf hingewiesen, daß es erwünscht sei, die bisherigen Straßennamen des altstädtischen Abbruchgebietes auch für die neuen Straßenzüge beizubehalten. Niedernstraße, Schützenpforte, Schützenstraße, Fischertwiete, Depenau, Meßberg, Bauhof usw. sind für jene Gegend durchaus bodenständig und historisch geworden. Daß auch ein in den letzten Jahrzehnten nicht gut beleumbeter Straßennamen sehr bald wieder zu gutem Ruf kommen kann, zeigt der „Barkhof“. Auch daß der geschichtlich begründete Name „Spitalerstraße“ einst nicht gerade als sehr vornehm galt, hat der Vermietbarkeit der jetzt an ihr stehenden Kontorhäuser keinen Abbruch getan. Andererseits hebt der schöne Name „Herrlichkeit“ jene Straße durchaus nicht über andere alte Straßenzüge empor. — Nicht immer sehr glücklich war man in Hamburg mit der Zuerteilung von Straßennamen, die berühmte Komponisten (Mozart, Bach), oder verdiente Hamburger (Jenisch, Sonnin) ehren sollten. Manche dieser Ehrungen (Schwieger, Klefeter) haben sich sogar in das Gegenteil verkehrt. Eine richtige Schreibung der Namen ist selbstverständlich auch notwendig. Die „Claus Groth-Straße“ weicht von dieser Forderung ab, denn der große plattdeutsche Lyriker hat seinen Vornamen Klaus stets mit K geschrieben.

Ein eigentümliches Geschick ist dem Seehelden Ditmar Koel beschieden. Die Ditmar Koelstraße gibt seinen Namen richtig wieder, aber die Bevölkerung spricht ihn — da die Regeln der mittelniederdeutschen Rechtschreibung in Vergessenheit geraten sind — nicht richtig wie „Kohl“, sondern falsch wie „Röhl“ aus.

Sehr erfreulich ist es, daß bei der Benennung neuer Straßen in den Stadtteilen Einsbüttel, Hamm usw. mit Glück auf die alten Flurnamen zurückgegriffen wurde, und zwar ohne Anhängen der in solchen Fällen reichlich „steiflein“ anmutenden Bezeichnung „-straße“, die übrigens auch an anderen Stellen manchmal durch die anheimelnden Benennungen „-weg, -stieg, -twiete“ ersetzt werden sollte. Gelegentlich ist auch das alte Plattdeutsch in neuen Straßennamen wieder zu Ehren gekommen, wie der nach einem alten Flurnamen so bezeichnete „Ophagen“ beweist. Das Plattdeutsche müßte überhaupt wieder öfter bei Straßenaufnahmen herangezogen werden, vor allem aber in den alten plattdeutschen Straßennamen erhalten bleiben. Daß sie uns nicht mehr in allen Fällen ohne weiteres verständlich sind, gibt ihnen nur einen weiteren Reiz. Voll kernfester Eigenart sind sie ausnahmslos. Um ihre Erklärung bemüht sich das in nächster Zeit erscheinende Quickbornbuch „Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg“ des zuverlässigen Forschers C. Rud. Schnitger, das u. a. Deutungen gibt für die noch heute bestehenden althamburgischen Straßennamen Brodschranken, Brock, Bursfah, Depenau, Dovenfleth, Görttwiete, Herrlichkeit, Raastwiete, Rajen, Rattrepel, Rippeltwiete, Klingberg, Klüterwall, Mattentwiete, Meßberg, Mönkebamm, Mühren, Neß, Dickhuben, Pilatuspool, Schaarmarkt, Schopentfehl, Speersort, Stedelhörn, Stubbenhuf, Schielbeck, Wandrahm, Vorgesck, Koppel, Keeperbahn. P. W.

Übrigens hat der hamburgische Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gemeinschaftlich mit unserm Quickborn bezüglich Erhaltung der alten Straßennamen im altstädtischen „Sanierungsgebiet“ eine Eingabe an den Senat gerichtet.

Bodenständige Wirtshausnamen. Wir lesen in der Mecklenburgischen Zeitung: „De „Plattbütsch Bill to Ewerin“ schreibt uns zu den Vorschlägen des „Quickborn“ über Gasthausbezeichnungen: Hoffentlich entdecken viele „Restaurateure“ Schwerins ihr deutsches Herz und geben ihren Wirtschaften deutsche Namen. Allgemeine Zustimmung hat es gefunden, daß das „Hotel de Russie“ sich in einen „Reichshof“ verwandelt hat, daß der „Luisehof“ seine Dependance hat verschwinden lassen und daß aus dem „Hotel de Paris“, das an der Stelle des alten Domherrenhofes steht, ein „Domhof“ geworden ist. Wir können aus der Geschichte Schwerins noch manche alte Namen wieder aufleben lassen. So besaß nach Jesses Werk unsere Stadt früher noch einen

„Springenden Hirsch“, „Wilden Mann“, „Güldenem Engel“, „Schwarzen Adler“, das „Weiße Roß“, den „Propstkrug“ und den „Jockenkrug“. Auch das „Seefenhaus“ und neben dem Ratskeller das „Müsterloch“ mögen erwähnt sein. Andere Namen könnten der Geschichte des Landes und der Stadt entliehen werden (Grafenhaus, Wendentrug, Wendtsche Krone, Herzogstrug, Zum Grafen Gungelin usw.) So bieten sich viele Möglichkeiten, nicht nur ausländische Bezeichnungen zu vermeiden, sondern auch den Sinn für die Geschichte der Stadt und des Landes zu pflegen.

Inschriften alter Lübfcher Kanonen. (Vgl. auch D. Steilens Auffas über die Bremischen Kanonen, S. 54). Die „dicke Berta“, wie unser tüchtiges 42-Zentimeter-Geschüs von den Truppen genannt wird, teilt ihr schmückendes Beiwort schon mit einer alten lübfchen Kanone. Wie Deede in seinen „Lübfchen Geschichten und Sagen“ mitteilt, befand sich in dem im Jahre 1594 am Domkirchhof in Lübeck erbauten Zeughaus unter anderen Stücken, wie „de lubfche SINGERIN“, „de blaue EÖRN“, „der brummende BÄR“, auch „de dicke MARGRËT“, die 70 Pfund Eisen schoß und die Inschrift hatte:

Dicke Margrët hët it,
Dre Mil schët it.
Söven Mil tröndel it,
Wat Hänn und Fött hett wäre sit.

Wie Deede hinzusetzt, hatte Lübeck 239 Kanonen; davon sind die schönsten jetzt in Wien und Berlin. Wo „de dicke Margrët“ sich jetzt aufhält, ist unbekannt.

Frieffche und plattdeutsche Predigten. Unter der Überschrift „Preefen in de Frieffe taal“ berichtet der „Nieuwe Rotterdamse Courant“: Dm trent de Frieffe preek, welke Dr. G. A. Wumkes, van Snee, Zondag in de Ned. Herv. kerk te Ezum heeft gehouden, schrijft het Frieffch Ogbl.: De gemeente was daroop niet voorbereid. Slechts even te voren, bij het opgeven van den voorzang, maakte de voorlezer het haar bekend. Zij hoorde de predifatie over Mozes' dood (Deut. 34) aan met een rust en een aandacht, alsof het nooit anders had plaats gehad. Ook hier bleef, hoe diep de taal met het gansche volksleven is saamgegroeid. De vorlezing uit de S. Schrift, het gebed, het zeggen van de psalmen en gezangen geschiedde ook in het Frieffch en menigeen verklaarde later een neiging gehad te hebben ook in het Frieffch te zingen. De lerkeraad gaf den wensch te kennen naar een spoedige herhaling van een dergelijke godsdiens oefening. Velen zijn van oordeel, dat het Frieffche volk niet rijp is voor den dienst des Woords in het Frieffch. Het tegendeel is waar. De predifanten zijn er niet rijp voor. Waar het geschiedt, maakt het een weldadigen indruk.

Prof. Dr. E. J. Koldewey in Bad Harzburg, der uns den oben abgedruckten Zeitungsauschnitt einschickt, bemerkt dazu: Warum richten Geistliche in Hamburg und andern plattdeutschen Städten keine regelmäßigen plattdeutschen Gottesdienste ein? Was für das Frieffche gilt, gilt für das Plattdeutsche: Dat plattduitsche is rijp voor den dienst des Woords in het plattduitsch. De predifanten zijn er niet rijp voor. Waar het geschiedt, maakt het een weldadigen indruk.

Plattdeutscher Ausruf in Parchim. Ein nach Parchim einberufener Erzasreferent schreibt uns: Hier in Parchim sind noch die Stadtdiener als Ausrufer tätig und oftmals kommt die „Bimmelglocke“ und er ruft: „Hiermit ward bikannt moßt“ usw., z. B. „dat op denn ollen Mark Fisch to keupen sünd“, oder wie gestern „De Magistrat let seggen, dat de Footstiege von Snee sauber to maken is, un wo dat glatt is, mut streut warn, of wer noch Heu, Stroh oder Swin verkeupen will, fall hintamen“ (nach dem Rathaus nämlich).

Paul Schuldt.

In Bräffel und — bei uns. Zu der Bemerkung auf S. 60 des vorigen Heftes: „Wenns mal sein muß, oder — wenns Mode wird usw.“ schreibt eine Mitarbeiterin: Übrigens ist mir auch kürzlich wieder aufgefallen, wie in dem Stück „Überfällig“ viele Hamburger und Altonaer das Platt „nicht verstanden“, obgleich sie über alle Wiße laut lachten (von denen mir als Nicht-Hamburgerin viel entging), während sie in „Rater Lampe“ den schwierigen

süddeutschen Dialekt natürlich alle verstanden. Wenn diese Leute wüßten, wie die Hochdeutschen, die wirklich von Haus aus kein Platt verstehen, sich darüber amüsieren! Und die Großeltern mancher dieser Leute haben vielleicht überhaupt noch kein Hochdeutsch gesprochen!

Die deutschen „Fläminger“ und die vlämische Sprache. In einem Aufsatz, den Pastor Otto Böke im „Reichsboten“ vom 27. Februar veröffentlicht, wird die noch heute in Sprache und Wort zu erkennende Verwandtschaft zwischen den Bewohnern des Flämings (Bezirk Halle) und den Blamen überaus anregend behandelt. Wir teilen aus der Einleitung des sehr bemerkenswerten Aufsatzes hier nur folgende Zeilen mit: Dem Verfasser dieses Artikels ging erst in diesen Tagen durch einen in Belgien weilenden Krieger unseres Flämings die Nachricht zu, wie er mit seiner Abteilung bei vlämischen Familien einquartiert sei und ihnen seit Wochen dort die beste Pflege zuteil werde in geradezu gastfreundlicher Weise. Eine Bezahlung für das Quartier wurde nicht angenommen! — Dies geschah hauptsächlich, seit die Blamen erfahren, daß diese deutschen Soldaten auch Blamen seien und von dem „Fläminger“ herkämen, dem Höhenzug rechts der Elbe, der nach den Blamen seinen Namen trägt, die einst um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus Brügge usw. auswanderten und sich dann hier ansiedelten. So stehen unsere vlämischen Krieger in Wäldern in der alten Heimat der Väter! — Und die vlämische Sprache, die sich bis heute auf unserm Fläminger die Jahrhunderte hindurch noch lebendig erhalten hat, trägt wesentlich zu besserer Verständigung und zu einem guten Einvernehmen bei. Schrieb doch einer unserer Krieger, der vor einigen Jahren fremd nach dem Fläminger kam und nun von hier zum Kampf ausgezogen ist, und dem die geschichtliche Kenntnis von der Besiedelung des Flämings durch vlämische Kolonisten fehlt, als er nun in Belgien zum ersten Male mit Blamen in Berührung kam, voll Erstaunen: „Die Leute sprechen hier fast wie unsere Leute auf dem Fläminger, und wenn man so mit ihnen spricht, verstehen sie uns sehr gut“. Ein anderer wieder berichtet, wie ihnen in ihrem Quartier in einer vlämischen Familie das Töchterlein des Hauses am Abend aus den „belgischen“ Zeitungen vorliest, was sie so ganz gut verstehen. Immer wieder kommt es zum Ausdruck, daß besonders eine mündliche Verständigung zwischen den „Flämen“ hier und den Blamen dort auch heute noch sehr leicht möglich ist. Dagegen fällt es unsern Flämingern schwer, die gedruckte vlämische Sprache zu lesen, wie sie auch nicht imstande sind, das, was sie soeben mündlich selbst ausgesprochen haben, schriftlich wiederzugeben oder vom Papier abzulesen, wenn man die Worte niederschreibt, wie sie ausgesprochen werden, da alle nur das „Hochdeutsch“ als Schriftsprache kennen. Die vlämische Sprache hat sich bei unseren Flämingern nur von Mund zu Mund fortgepflanzt und ist bei uns nie Schriftsprache gewesen. Daraus ergeben sich nun viele Schwierigkeiten für Wiedergabe der Sprache. Verschiedene Sprachproben, die hier und da von der vlämischen Sprache auf dem Fläminger gegeben sind, können den Sprachforscher nach der gegebenen Schreibweise völlig irreführen, wie dies auch vielfach geschehen ist. Nur jemand, dem Land und Leute des Flämings völlig vertraut sind, wird heute noch imstande sein, wo die vlämische Sprache vielfach vermischt und vermischt ist, nach dem, was er insonderheit noch von älteren Flämingern und im ungezwungenen Verkehr älterer Fläminger untereinander vernommen, sichere Auskunft zu geben.

Wäldern oder Flandern. Im letzten Heft machten wir darauf aufmerksam, daß wir von jeher „Blame“ und „vlämisch“ geschrieben hätten und neuerdings auf Prof. Borchlings Veranlassung auch in „Wäldern“ den historischen Anfangsbuchstaben in seine Rechte eingesetzt hätten. Wir führten ferner Fritz Vleys Bemerkung an, daß die Schreibweise „Flandern, Flame, flämisch“ für jeden echten Blamen geradezu unerträglich sei, weil er sie eben als französisch oder doch als eine Gewohnheit der Französlinge empfinde. Wir legen gerade aus diesen Gründen Wert darauf, daß auch in Auszügen aus unserem Blatt unsere Schreibweise beibehalten werde. In einer Zeitung waren neulich sogar ganze Sätze in vlämischer Sprache verballhornisiert oder „verdubent“ worden. Darnach sollte Emanuel Hiel z. B. gesagt haben: „In Flandern flaamsch, Wynbeer!“ Wer etwa meint, dem Deutschen

durch solche „Verschrifthochdeutschung“ einen Dienst tun zu können, der irrt sich. Was dabei herauskommt, das ist weder deutsch noch vlämisch, sondern — „missingsch“.

In Vlaanderen vlaamsch, Mynheer! Unter der Überschrift „Vom Machtbereich der französischen Sprache“ bringt die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins folgende Zuschrift: „Vor mir liegt eine Feldpostkarte. Die Vorderseite zeigt die schönen niederdeutschen Siebelhäuser beim Rathaus zu Antwerpen, ein Stück des Rathauses selbst, einen Blick in die malerische Seitengasse und auf dem Platz am Brunnen inmitten des Straßenlebens unsere wackeren Feldgrauen. Das Ganze ein Bild so deutsch und heimelig wie nur eins. Und die Inschrift: Les soldats allemands à Anvers. Devant l'Hôtel de Ville. Erst darunter, an zweiter Stelle, die deutsche Bezeichnung! Ich griff mir an den Kopf: Ist so etwas möglich? Jawohl, auf der Vorderseite der Carte postale, die kein deutsches Wort enthält, steht ausdrücklich: Autor. parle gouv. allemand. Brux. Wahrhaftig, ich suchte, ob nicht noch in einer Ecke stand: Made in Germany. Gepaßt hätte es in diesen Rahmen. Bisher hatte ich geglaubt, Antwerpen sei alldentscher Boden und gehöre zum vlämischen Sprachgebiet, die verwelschende Arbeit der belgischen Französlinge habe es noch nicht erobert. Wenn aber die deutsche Verwaltung deren Tätigkeit duldet, anerkennt und fördert, so kann das Ergebnis nicht ausbleiben. Man sage nicht, daß ich aufbauschte. Die kleinen Eindrücke des täglichen Lebens wirken am eindringlichsten und am nachhaltigsten, andererseits zeigt das Übersehen solcher vermeintlichen Kleinigkeiten, daß man keinen Blick für sie hat. An und für sich von untergeordneter Bedeutung, ist es als Kennzeichen des waltenden Geistes, gelinde gesagt, bedenklich. Ihm fällt es gar nicht auf, er läßt es als selbstverständlich durchgehen, wenn für Antwerpen Vlämisch gar nicht in Betracht gezogen und Deutsch auf den zweiten Platz verwiesen wird; dadurch macht er sich zum Mitschuldigen an der Dreistigkeit, die selbst unter der Herrschaft der deutschen Waffen zu zeigen und zu betätigen wagt: Französisch ist Trumppf!“

Wie wir hören, wurden kürzlich vlämisch oder plattdeutsch sprechende Zollbeamte für Belgien gesucht. Die Zollbehörde hat danach den Wert einer schnellen (und so leicht zu ermöglichenden!) Verständigung in Belgien erkannt.

Die vlämische Sprache ist seit einiger Zeit auch im Briefverkehr Belgiens mit Deutschland, den Niederlanden, dem Großherzogtum Luxemburg und Österreich-Ungarn zugelassen worden.

Deutsch und Vlämisch in Brügge. Ein Holländer, der keineswegs sich als Deutschenfreund zeigt, berichtet nach dem Hamburger Fremdenblatt über das Leben in Brügge folgendes: „Brügge, die weltberühmte, wunderbare Hauptstadt West-Vlaanderns, ist völlig unbeschädigt und ungestört geblieben. Auf dem Bahnhofe fallen deutsche Riesenankündigungen in die Augen, die französischen sind alle übermalt. In der Stadt hat man unter den niederländischen (vlämischen) Straßennamen die deutschen Namen angebracht. Von Französisch ist nirgend mehr die Spur vorhanden. Die deutschen Behörden antworten auf französische Eingaben überhaupt nicht mehr. Amtliche Bekanntmachungen geschehen lediglich in Deutsch oder Niederländisch. Selbst der Bürgermeister Bisart (ein Franzose) hält es für angezeigt, der französischen Sprache zu entsagen. Darüber ist man in Brügge keineswegs empört, im Gegenteil, man fühlt sich geschmeichelt, daß die deutschen Behörden der vlämischen Sprache Achtung entgegenbringen, und die deutsche Sprache ist den Bewohnern leichter verständlich als die französische, die man mehr gehäßt hat, schon aus dem einfachen Grunde, weil die belgischen Behörden gar keine Veranlassung hatten, sie in der rein vlämischen Stadt zu gebrauchen, sie sollte nur dazu dienen, die niederdeutsche Sprache zu verdrängen. Die vlämischen Nationalisten sehen ihre Sprache nunmehr gerettet, und das ist für das fernere Schicksal Belgiens von nicht geringer Bedeutung.“

Blamen halbet Wache. Unter dieser Spitzmarke schreibt das Antwerpener Handelsblatt: „Wir sind uns alle darüber einig, daß in dem Riesenkampf, in den wir mitgeschleift worden sind, das vlämische Volk seine Pflicht, ja mehr

als seine Pflicht, erfüllt hat. Was hat unser Volk auch nicht alles für das Vaterland geopfert? Vor allem seine Söhne, die unter dem Gesang des „Blamischen Leeuw“ Sturm liefen und zu tausenden gefallen sind auf den blutigen Schlachtfeldern. Man vergesse nicht, 65 vom Hundert sind Blamländer. Beim Ausbruch des Weltkrieges versprach der Zar den so lange unterdrückten Polen Selbstregierung, da sie jetzt Gut und Blut für Rußland opfereten. Blandern, das sich auch seit Jahren nach mehr Recht und Gleichheit sehnt, nahm seine Leiden und Entbehrungen freiwillig auf sich, ohne die kleinste Versprechung an höherem Orte zu fordern. Es wollte rechtschaffen und ehrlich seine Pflicht tun, im festen Vertrauen, daß, durch das vergossene Blut besiegelt, nun auch seine Sprach- und Volksrechte anerkannt werden müßten. Manchen Brief empfangen wir von der Front, der bewies, daß in dieser Hoffnung unsere Soldaten so tapfer kämpften. „Wir kämpften“, so schrieb einer, „mit dem vlämischen Löwen auf der Brust.“ Und ein anderer: „Noch nie hat der Schrei „Blanderen den Leeuw“ so kraftvoll geklungen, als hier auf den Schlachtfeldern.“ Oder auch: „Nach dem Kriege werden wir noch mehr Blamländer sein als je zuvor.“ Das wird hart klingen in den Ohren derer, die da dachten, die vlämische Bewegung sei nun zu Ende. — „Après la guerre, on ne parlera plus du Flamand.“ — Nach dem Kriege wird man vom Vlämischen nicht mehr sprechen, so sagte ein Wallone zu einem unserer Führer. Und Maeterlind erklärte auf seiner Vortragsreise durch Italien, daß Blandern sich nun für immer der französischen Kultur einverleiben lassen würde. Aber was alles übertrifft, ist ein Aufsatz „L'Union morale et verbale des Races“ (Die moralische und sprachliche Vereinigung der Rassen) von dem Wallonen Gérard Harry in dem Pariser „Petit Journal“ vom 21. Dezember, wo er seinen französischen Lesern mitteilt, daß die Blamländer endlich eingesehen haben, daß ihre Mundart zu nichts dient, so wertlos ist wie eine wertlose Geldmünze, und daß sie sich jetzt alle der Alleinherrschaft der französischen Sprache in Belgien unterwerfen: *Le verbe français, qui est le sésame de toutes les portes et de tous les coeurs* (Das französische Wort, das das „Sesam, öffne dich“ von allen Türen und von allen Herzen ist). „Es gibt unter uns viele, die da meinen, so lange der Krieg dauert, alle Meinungsverschiedenheiten über Sprache und Rasse zur Seite zu stellen. Wir haben uns nach diesem Leitwort gerichtet, aber wo die Gegner des vlämischen Volkes nachfahren, uns in der Fremde anzugreifen und Waffen zu schmieden gegen unser Bestehen als Volk, da muß jeder aufrichtige Blamländer es als seine Pflicht betrachten, diese Bestrebungen zu vereiteln und unser Volk zu warnen.“

Wir erachten dieses Erwachen des „vlämischen Löwen“ als hochbedeutsam, schreibt dazu die Rhein.-Westf. Zeitung. Drachtvoll wirkt das Abrücken aller echten Blamen von dem abtrünnigen Maeterlind. Was das Antwerpener Blatt ausspricht, ist ja nichts anders als das Ziel unserer völkischen Bestrebungen.

Groths „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ und Belgien. In einer Besprechung des 6. Quickbornbuches schreibt E. Pleitner den Nachrichten für Stadt und Land (Oldenburg): Das Anschreiben des Verlegers, das dem zur Beurteilung eingefandten Buche beigelegt ist, trägt das Datum „Ende Juli 1914“. Dies ist durchstrichen und durch „Januar 1915“ ersetzt. Dadurch ist es eine geschichtliche Urkunde geworden, denn zwischen diesen Monaten liegt — die Besetzung Belgiens. Das Niederdeutsche, für das Klaus Groth kämpfte, hat eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen und uns mit niederdeutschen Stammesbrüdern neu zu verbinden. So kommt die Neuausgabe der Briefe, die schon der Sommer bringen sollte, gerade heute zur rechten Zeit.

Unser niederdeutscher Landsturm in Belgien. Professor Dr. E. Borchling hat folgende Anregung an die hamburgische Presse gehen lassen: Das soeben erschienene Januarheft der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ bringt eine höchst lesenswerte und fesselnde Auswahl aus Briefen der im Felde stehenden Vereinsmitglieder. Es ist erstaunlich, wie lebhaft sich bei unseren norddeutschen Landsteuten draußen in Ost und West, und nicht zum wenigsten bei unseren

tapferen Seeleuten, die Liebe zur alten, plattdeutschen Muttersprache äußert. Es ist als wenn die enge Gemeinsamkeit des Lagerlebens im Schützengraben und auf Kommando all das Eraultche, Herzliche und Humorvolle der niederdeutschen Umgangssprache erst recht hervorzüge und ans Licht treten ließe. Das gilt natürlich besonders für die Landwehregimenter und den Landsturm, wo die deutschen Landsmannschaften geschlossener beieinander zu sein pflegen. Von ihnen sind denn auch dem Quickborn ganz besonders herzlich Dankfagungen für die zahlreichen ins Feld gesandten Bände aus seiner „Niederdeutschen Kriegsbücherei“ zugegangen. Mehrfach aber wird gerade in diesen Briefen, soweit sie aus Belgien oder dem angrenzenden Nordfrankreich kommen, darüber geklagt, daß unsere plattdeutschen Landstürmer ihre heimatliche niederdeutsche Sprache nicht dort betätigen können, wo es doch eigentlich am angebrachtesten wäre, im vlämischen Belgien. Nur ein kleiner Bruchteil der zur Besetzung von Belgien und Nordfrankreich verwandten niederdeutschen Landsturmbataillone steht im vlämischen Sprachgebiet, die Mehrzahl mitten in stockfranzösischer oder wallonischer Umgebung. Wenn es auch nicht erlaubt ist, nähere Angaben über die Standorte der einzelnen Bataillone hier zu geben, so darf man doch wohl einmal grundsätzlich die Frage aufwerfen, ob denn bei der Verteilung der Landsturmbataillone auf belgischem und nordfranzösischem Boden die Frage der sprachlichen Zugehörigkeit gar nicht berücksichtigt worden ist. Neulich brachten die Zeitungen längere Mitteilungen darüber, daß so viele bayrische Landsturmlaute im vlämischen Belgien ständen und daß sich diese guten Bajuwaren so vortrefflich mit der vlämischen Bevölkerung zu stellen wüßten. Wir wollen das Lob unserer tapferen bayerischen Landsleute wahrhaftig nicht schmälern, aber in der Behandlung der vlämischen Bevölkerung dürften unsere plattdeutschen Landstürmer ganz entschieden doch noch bessere Dienste leisten, könnten sie sich doch durch ihre niederdeutsche Sprache ohne weiteres mit den Vlamen verständigen, und die Gemütlichkeit und Menschenfreundlichkeit der Bayern besigen sie noch außerdem. Ich führe aus den vom Quickborn mitgeteilten Briefstellen hier nur zwei an: Professor Rosenhagen-Hamburg schreibt: „Da bedauere ich, daß ich nicht ins Blumenland gekommen bin, wo die Holsteiner Landstürmer vorzüglich hingepaßt hätten, sondern in diese französische Grenzgegend mit ihrer industriellen Mischbevölkerung.“ Und ausführlicher noch sagt Wilhelm Wolgast: „Leider sind wir niederdeutschen Hamburger nicht im vlämischen Teil Belgiens. Wir möchten sämtlich in vlämisches Gebiet hinein. Es ist selbstverständlich, daß wir an der Eroberung der Bevölkerung ganz bedeutende Dienste leisten könnten. Wir könnten das Lügengewebe zerreißen, wir könnten durch unsere Ähnlichkeit im Wesen und in der Gesinnungsart das Unrecht des Krieges gegen uns handgreiflich machen. Der politische Vorteil liegt auf der Hand . . . , ich bin überzeugt, daß die militärische Angelegenheit ebenfalls einen bedeutenden Vorteil haben würde.“ Belgien ist eben kein einheitliches französisches oder französisiertes Land, wie unsere Feinde immer wieder alle Welt glauben machen wollen, sondern hat eine französische und eine vlämische Hälfte. Die vlämische Hälfte ist sogar an Kopfzahl der französischen stark überlegen, ihren tapferen Kampf gegen die Oberherrschaft und Bevormundung durch die kleinere französische Hälfte müssen wir Deutschen mit allen Kräften unterstützen. Gerade weil auch die Vlamen zu den bössartigen Angriffen auf unsere deutschen Truppen verführt worden sind, müssen wir alles daran setzen, diesen germanisch-niederdeutschen Bestandteil Belgiens wieder für uns zu gewinnen, und dazu wäre nichts so geeignet wie die friedliche Arbeit unseres niederdeutschen Landsturmes im vlämischen Lande.

Niederdeutsche Soldaten- und Feldsprache. Professor Dr. Borchling erläßt im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung folgenden Aufruf, den wir — unbeschadet unserer eigenen gleichartigen Bestrebungen — aufs wärmste unterstützen: Unsere alte niederdeutsche Sprache hat ihre unverwüßliche Kraft in dem uns aufgezwungenen Deutschen Weltkriege aufs Neue offenbart. Überall wo auch nur kleinere Gruppen von niederdeutsch sprechenden Kriegern draußen im Felde vereinigt sind, blüht plattdeutsche Rede und plattdeutscher Humor Für unseren Verein ergibt sich

daraus die Aufgabe, das sprachliche Material, wie es sich da draußen im Felde neu bildet, zu beobachten und zu sammeln. In Frage kommen niederdeutsche Reime, niederdeutsche Neck- und Spottnamen, aber auch alle Bezeichnungen und Wörter technischer Art, die zeigen, wie weit sich die niederdeutsche Sprache der modernen Kriegswaffen und der modernen Kriegskunst überhaupt noch zu bemächtigen imstande ist. Besonders erwünscht sind auch alle Verdrehungen und Umbildungen technischer und militärischer Wörter, denn in ihnen tritt der niederdeutsche Humor oft genug auf das Erfrischendste hervor.

Plattdeutsche Feldpostbriefe. In der Täglichen Rundschau vom 30. Dezember, Nr. 632, (vgl. auch M. a. d. N. S. 62, D. Schr.) lese ich, daß die Hamburger Stadtbibliothek plattdeutsch oder missingsch geschriebene Briefe sammle. Gewiß lobenswert. Aber die Begründung, um „festzustellen, ob und inwieweit überhaupt noch Briefe in niederdeutscher oder gemengter Sprache geschrieben werden“, verrät eine völlige Verkennung des gegenwärtigen Standes der niederdeutschen Schriftsprache. Briefe schreibt man überall in der Sprache, die zu schreiben man auf der Schule gelernt hat, bei uns also seit Menschengebdenken nur hochdeutsch. Wer plattdeutsch schreibt, tut es (wie z. B. ich selber mit Vorliebe) lediglich aus Liebhaberei. Andere als literarisch Gebildete kommen hierfür überhaupt nicht in Frage. Das älteste Mütterlein, das hochdeutsch kaum radebrechen kann, wenn es die Feder in die Hand nimmt, schreibt es hochdeutsch, so gut es eben gehen will, und wenn es auch ein unfreiwilliges Missingsch wird; plattdeutsch kann es nicht schreiben aus dem einfachen Grunde, weil es das nicht gelernt hat. Als Schriftsprache, als schriftliche Verkehrssprache ist unser Platt eben längst dahin, wie lebendig auch der Born der lebenden Rede noch sprudelt. Unsere neuere plattdeutsche Literatur aber bedeutet eine künstliche Erneuerung des alten Schrifttums und zugleich eine bewußte Stärkung der lebendigen gesprochenen Sprache und damit des heimischen Volkstums. Aber unsere schriftliche Verkehrssprache ist und bleibt das Hochdeutsche, d. h. die deutsche Einheitsprache, der Träger unserer deutschen Kultur, für die wir kämpfen.

Otto Bremer, Halle a. S. 31. 12. 14.

Feldpostbriefe usw. Direktor Professor Dr. Lorenz, Oberleutnant im Ersatz-Bataillon Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 76 ist vom stellvertretenden Generalkommando des 9. Armeekorps in Altona beauftragt worden, für die spätere Geschichtsschreibung besonders inhaltreiche und wichtige Feldpostbriefe, Tagebücher und ähnliche Aufzeichnungen von Kriegern aller Dienstgrade und Bildungsstufen des 9. Armeekorps zu sammeln. Die Eigentümer solcher Denkwürdigkeiten werden gebeten, sie Herrn Prof. Lorenz, Hamburg 37, Klosterallee 51, möglichst in Urschrift einzusenden, damit sie im Generalstabswerk aufbewahrt bleiben. Diese Zuschriften werden nach Kenntnisnahme umgehend zurückgeliefert. Falls nur eine Abschrift zur Verfügung gestellt wird, muß sie auf losen Blättern, die nur auf einer Seite beschrieben sind, eingereicht werden. Ihre Richtigkeit ist zu bescheinigen. Es ist alles wahrheitsgetreu zu berichten, und nichts braucht, wie in den Zeitungen, verheimlicht zu werden, Name und Truppenteil sind genau anzugeben. Der Inhalt der Mitteilungen wird als Vertrauenssache behandelt und nicht eher an den Großen Generalstab weitergegeben, bis die Krieger oder ihre Angehörigen es erlaubt haben. Auch der Name des Briefschreibers bleibt ungenannt.

Die Nordernejer an ihre Krieger. Der Vaterländische Frauenverein des ostfriesischen Nordseebades Norderney sandte im Herbst an die im Felde stehenden Krieger aus dem Orte Liebesgaben, denen folgendes Schreiben in ostfriesischem Plattdeutsch beigelegt war:

Nörderneij, de 18. Oktober 1914.

An uns Nördernejer Jungens in 't Feld!

Zi leewe Jungens!

Wenn Zi löwen, dat blot Zo Moder un Zo Vader, Zo Süsters un Brörs an Zo denken, denn is dat verkeert. Wie all — ganz Nörderneij — sünd mit uns Gedanken, mit Hart un Seel bi Zo un denken dran, wat Zi för uns un för uns Vaderland doht, dat Zi Liew un Lewen, Zo Blood för uns insetten doht. In as Bewies dorför schied wi an all Nördernejer een lüttjet Patet

mit Kleenigkeiten darin, um Jo blied too maken. 't is nich völ, man 't is doch wat. Sull wi een vergäten hebben of een nicks kriegen, denn moot he dat entschülligen, dat passeert ahn uns Will.

Hier, up Eiland is 't all bi'n ollen; van d' Krieg wor wi nich völ gewohr, man wi läsen 't je all in 't Blatt, dat Zi d'r hellschen up los gah't un d'r düchtig inhaut. Währt Jo düchtig, un wenn Zi wertamt, will wi all bi Jo upkieken, un wenn een of d' Anner „Isbern Krüz“ frigg't, präsentieren kön wi ja nich, as bi de Soldaten — denn will'n wi noch hoger kieken. Un wi will'n oof bäden, dat de leem Gott sin Hand baben Jo holt un Jo bewahrt, dat wi uns na Krieg un Sieg gefund un blied weer seegt!

Un schriewt oof 'n mal.

Mit den allerhartliksten Gröötmissen för all Nörderneiers

de Vaterlandsche Froenvereen, Fro Gemberg, Berghaus.

Plattdeutsche Kriegsgebichte usw. Auch plattdeutsche Kriegsgebichte haben ihre Schicksale. Bei Gorch Fock's „Dicker Berta“ hat man, wie beim Volkslied, über den vollstimmlichen Versen zumeist des Verfassers vergessen, und so hat es seinen Rundlauf durch die Presse angetreten, teils namenlos, teils unter falscher Flagge und zwar unter neutraler, denn da sollte ein Holländer der Dichter sein. Dieser Irrtum ist anscheinend zuerst durch den „Landsturm“ in Bouziers verbreitet worden. — Von Karl Wagenfelds Gedichten sind einige ins Hochdeutsche (eins von einer Nonne) übersetzt worden. Eines sollte im Feld entstanden sein und wurde unter falschem Verfassernamen von Danzig aus verbreitet. „De Slacht an'n Blärkenbaum“ wurde als „La bataille près du bouleau“ sogar ins Französische übertragen. (Nachzutragen ist noch, daß der Reinertrag der wieder von Heumann prächtig illustrierten Wagenfeldschen Sammlung „Krieg“ der freiwilligen Kriegshülfe zugute kommen soll.)

Es wurde kürzlich eine Liste für Ordensauszeichnungen für Kriegsdichter veröffentlicht. Von unseren plattdeutschen Dichtern war keiner dabei.

Den kürzlich genannten Kriegsheften (die z. T. schon in neuen Auflagen erschienen sind) sind weitere gefolgt, die wir hier (unter Vorbehalt späterer Besprechung) anführen:

„De graute Tied“. Kriegsgebichte in Münsterländer Mundart von Augustin Wibbelt. Verlag und Druck von Fredebeul & Roenen, Essen a. d. Ruhr. 56 S. Geb. 1,20 M., geb. (für Feldpostsendungen) 40 Pfg.

„Röhrig de Hann' un snied't de Bann!“ Plattdeutsche Kriegsgebichte von Ludwig Frahm. II. 1—5. Dufend. Richard Hermes Verlag, Hamburg 37. Preis 20 Pfg. 32 S.

„Ut Kriegstieden“. Plattdütsche Gedichten von Heinrich Hornig, Isehoe. 0,25 M. 20 S.

„Op em, Jungs!“ Plattdeutsche Kriegsgebichte von Gorch Fock. III. Folge. Verlag von M. Slogau jr. in Hamburg. 1915. Preis 20 Pfg. 8 S.

„Zeppelin tummt!“ Plattdeutsche Kriegsgebichte von Gorch Fock. IV. Folge. Verlag von M. Slogau jr. in Hamburg. 1915. Preis 20 Pfg. 8 S.

„Der Krieg“. Ocher dütsche Klümme von Will Hermanns. Dröck an Verlag von Gebrüder Ortleben G. m. b. H. Oche (Nachen) 1915. 25 Pfg. 22 S.

Von H. W. Carols und F. Husmann herausgegebene Heftchen plattdeutscher Kriegslieder haben uns bis jetzt nicht vorgelegen. — Die von Robert Garbe herausgegebenen Soldatenlieder „Jungs, holt fast!“ werden an anderer Stelle besprochen.

Als erstes plattdeutsches Prosa-Kriegsbuch erschien:

„Selben to Hus“ von Fris Lau. 1—3. Tausend. Hamburg 1915. Verlag von M. Slogau jr. Geb. 2,50 M.

Das Büchlein ist auch in zwei für den Feldpostversandt eingerichteten Heften zu je 75 Pfg. zu haben. Die Wirkung der einzelnen Geschichten und Skizzen von „achter de Front“ ist in zahlreichen Vorlesungen bereits erprobt worden. Der warm empfindende Erzähler Fris Lau zeigt sich in diesem neuesten Werk von seiner besten Seite. Eine Probe lauscher Kriegsprosa brachten wir in Heft 1 ds. Jhgs.

Als Flugblatt kam heraus „An Michel“, Plattdeutsches Kriegslied

mit Klavierbegleitung von S. Gottschalk. Lübeck, Druck von Gebrüder Borchers G. m. b. H. Preis für 1 Blatt des zweistimmigen Satzes 5 Pfg. — Dr. Otto in Berlin, Bülowstraße 74, gab ein Blatt „Regen un vertig ole Spretwürd for use Soldaten un Mariners“ heraus, eine kleine Auswahl aus dem bekannten Hoeferschen Redensartenbuch, der er als Motto voransetzte: „Gott verlett keenen Dütschen: hungert em nich, so döft em doch“.

Plattdeutsche Postkarten veröffentlichte der bekannte hamburgische Maler Carl Schildt (dem wir auch unser heutiges Titelblatt verdanken) im Verlage von Knackstedt & Co. in Hamburg. Die erste (6 Karten) gibt eine militärische oder politische Illustrierung bekannter Redensarten von der Wasserfante, die zweite (5 Karten), gedanklich und zeichnerisch gleich vortrefflich durchgeführt, gibt unter Anlehnung an plattdeutsche Verse charakteristische Bilder aus dem niederdeutschen Volksleben während des Krieges. Preis der Karte 10 Pfg.

Plattdeutsche Soldaten. In den Hamburger Nachrichten beschreibt ein Kriegsfreiwilliger wie der Ersatz der Gardegrenadiere auszog, der teils aus Ostpreußen, teils aus dem Rheinland stammte, aber der Hauptsache nach an der Waterlant, an der Niederelbe, beheimatet war. Es waren Landwehrlente im Alter bis zu 36 Jahren und ältere, die ihren Militärdienst schon erlebt und sich jetzt als Kriegsfreiwillige wieder zum Frontdienst gemeldet hatten. Der Verfasser schreibt: „Der letzte Marschtag vor dem Eintreffen in der Stellung war nicht lang gewesen, achtzehn Kilometer, so daß schon am Mittag das Verteilungsquartier erreicht war. Die Kompagnien wurden ausgerufen, und als die siebente dran war, meldeten sich, wie verabredet, die „Jungens von de Waterlant“. Im Nu standen sie zusammen, die Holsteiner und die aus dem Herzogtum Lauenburg, die Hamburger und Harburger, die aus dem Alten Lande und dem Lüneburger und Winfener Marschlande nebst angrenzenden Gebieten. Aber es waren der Köpfe bald zu viel; für soviel Leute hatte die siebente Kompagnie der Elisabether nicht Platz. Deshalb wurde gerückt, und sowohl in der sechsten als auch in der achten Kompagnie ist am schnellsten Anschluß zu finden, wenn man sich plattdeutsch als Landsmann bekannt gibt. Die Überweisung an die Korporalschaften vollzog sich nach gleichem Grundsatz; Freundschaft und Kirchspiel waren auch hier, soweit als angängig, bestimmend, und wir haben in der siebenten Kompagnie Gruppen, in denen sich alle Mannschaften aus dem Zivilleben kennen oder Beziehungen zueinander haben. Wie bedeutungsvoll diese Berücksichtigung der Heimat für die Mannschaft ist, lehrt ein Blick ins Quartier, in dem die heimischen Gewohnheiten nach Möglichkeit gewahrt werden. Auch der Dienst trägt das freundschaftliche Gepräge, und an Stelle der zwecklosen Schnauzerei unter den Kameraden ist die oft ulkige Zurechtweisung in plattdeutscher Sprache getreten. Die Durchführung des Heimatprinzips dankte die Kompagnie ihrem Führer, dem Oberleutnant v. L., der vom Lazarett aus, in dem er wegen der bei ... erhaltenen Verletzung lag, die Anweisung gegeben hatte. Vor allen Dingen hatte das Heimatprinzip den Erfolg bei den Mannschaften, daß diese erkannten: In der siebenten Kompagnie soll auf den einzelnen Rücksicht genommen werden. Mit diesem Erkennen lief das Versprechen, dankbar durch treueste Pflichterfüllung zu sein, durch die Gruppen. Schon der erste Abend im Schützengraben erbrachte den Beweis, daß dieses Gelübde nicht über dem Herzen hingefprochen war.

Plattdeutsch in Feindesland. Friz Wischer teilt in „Modersprat“ aus dem Schreiben eines Hauptmanns u. a. folgendes mit: Hier ward ol mennigmal Platt snackt — ward amtlich sogar bit Fernspreken empfahlen, wenn Gefahr is, dat de Franzosen dat beluern könn.

Plattdeutsches Kriegsfranzösisch. Im „Monistischen Jahrhundert“ gibt ein Feldzugsteilnehmer eine amüsante Probe des „Kriegsfranzösisch“, in dem sich unsere wackeren Feldgrauen mit der Bevölkerung auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu verständigen wissen. „Es gab“, erzählt er, „unter den Leuten meiner aus Hamburg rekrutierten Kompagnie natürlich eine ganze Anzahl, die sich französisch verständigen konnten, die meisten mußten aber zur Zeichensprache greifen. Doch hatte mit der Zeit fast jeder so einige Brocken gelernt, die, mit

Plattdeutsch vermischt, fast stets die gewünschten Erfolge erzielen. Köstlich war unser Faktotum Ludolphi, dem es jeden Morgen gelang, unserer Madame Richard mit einem freundlichen „Bonjour, mamman, une Kaffeekann“ den großen Kaffeetopf mit den darauf gemalten Rosen auszuspannen. Meist antworten die Franzosen auf die Frage der Leute: „Il n'y a rien, il n'y a plus“. Besonders die letzte Redewendung ist hier sehr gebräuchlich. Il n'y a plus du vin, il n'y a plus. Was unsere Hamburger Jungs davon behalten haben, ist „Na plü“, und das hört man nun als Verneinung auf jede Frage. Selbst wenn Dieffe, die Hochintelligenz meines Zuges, einen Kameraden fragt: „Du Korl, lehn mi mol dat Biel“, denn seggt Korl: „Na plü“.

Vereinsarbeit in Kriegszeiten. Den ins vorige Heft (S. 64 und 65) gemachten Mitteilungen ist hinzuzufügen, daß auch der „Plattdütsche Vereen“ in Bremen einen ansehnlichen Beitrag (550 Mt.) zur Kriegshülfe geleistet hat. Eine plattdeutsche Dame hat in der Kunsthalle eine Werkstatt eröffnet zur Anfertigung von Kleidungsstücken „for Jungs un Deerns, wo de Wadder von in'n Krieg is“. Der Verein hat auch mehrfach „Röhn- un Knutt-Abende“ veranstaltet. „Als Knuttarbeit dröft use Damen un ähre Frundins blot Strumpe oder anner Wullfaken for use wackern Suldaten mitbringen“, hieß es in den Einladungen. — „Sungs holt fast“ in Altona hat inzwischen einen zweiten großen Kriegsabend abgehalten, auf dem wiederum Prof. Dr. Hunzinger, Hauptpastor zu St. Michaelis in Hamburg, einen Kriegsvortrag in plattdeutscher Sprache hielt. Für Kriegshülfszwecke hat der Verein bereits 3000 Mart überweisen können.

Neue Zeitschrift. Die Literarische Gesellschaft zu Hamburg hatte seit ihrer Begründung (1891) mehrfach die Herausgabe von „Mitteilungen“ erwogen, den Plan aber bisher zurückgestellt, weil die Besorgung bestand, „sie möchten zu leicht in das Fahrwasser sog. Vereinsmeierei gleiten“. Die große Zeit hat nun diese Bedenken beseitigt — die Erfahrungen unserer Vereinigung mit den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ haben zu ihrer Überwindung wesentlich beigetragen — und so erscheint seit März d. J. eine Zeitschrift unter dem Namen „Die Literarische Gesellschaft“ und zwar als Monatschrift während des Winterhalbjahrs. Als Schriftleiter zeichnet Landgerichtsdirektor Gustav Schiefker, nach dessen Wunsch auch das Niederdeutsche in dem neuen Blatt gebührende Beachtung finden soll.

	Sprachecke	
---	-------------------	--

Bonbon, Klümpchen usw. (Vgl. S. 66): Es ist freilich ein Irrtum, das Wort „Gutse!“ für rheinländisch zu halten; für Bonbon sagt man am Niederrhein „Klümpchen“. Das Wort „Gutse!“, auch „Gutse!“ ist in Schwaben und Baden heimisch, allerdings nicht für Bonbons, sondern für kleine Kuchen gebräuchlich. Das hannöversche „Votzien“ klingt sehr hübsch; in Kiel sagen wir dafür „Bontjes“ oder „Buntjes“.

Waldemar Schmidt-Carstens, Berlin-Friedenau. Erst in den letzten Jahren nennt man Bonbons allgemein „Klümpchen“. Erst in den letzten Jahren wollten einige vornehm sein und „Bonbons“ einführen, man sagte dann vielfach „Bönstjen“. A. Peddinghaus, Heimer. g und j. Zu Seite 36 „Staatsgrenze und Sprachscheidung“ (M. a. d. Qu., 8. Jhg. Heft 2.) Prof. Otto Bremer erwähnt die Eigentümlichkeit der ripuarischen Mundart, daß g wie j auszusprechen. Dies hat sich übrigens nicht nur nach Ostelbien und Berlin übertragen, man hört es auch in Mecklenburg und Pommern häufig. Eine andere sprachliche Eigentümlichkeit, die hierher gehört, fiel mir noch in Aachen, wo ich drei Jahre lang lebte, auf: umgekehrt wird das j wie g ausgesprochen! Ein echter „Decher Jung“ sagt z. B.: „Ich (klingt wie ich) seh gest“. Eine drollig klingende Ausdrucksweise der Aachener ist noch diese: statt zu sagen: ich esse, heißt es dort: „ich bin am Essen“ und die sogenannten „Ungebildeten“ versteigen sich sogar bis zu solchen Sätzen: „ich bin ein Brötchen am essen“ — „ich bin meiner Mutter

einen Brief am schreiben". Eine ähnliche Ausdrucksweise findet sich meines Wissens sonst weder im niedersächsischen noch im niederfränkischen Sprachgebiet.
Walde mar Schmidt-Carstens.

Fierk. Matthias Claudius verwendet nicht selten in seinem kernigen Deutsch dialektische Ausdrücke, um die Sprache kräftiger und anschaulicher zu machen. Ich nenne nur „Adebar“ und den „Nachtmahr“. Nur den Ausdruck „Fierk“, den ich auch für volkstümlich halte, kenne ich nicht und habe ich nicht in den einschlägigen Wörterbüchern finden können. Er muß eine Art Geist oder ähnliches bedeuten. Vielleicht kann einer der Leser des „Quickborn“ darüber Auskunft geben.

Die Stelle, an der Claudius diesen Ausdruck anwendet, steht im I./II. Teil seines „Asmus omnia sua secum portans“ und lautet: „Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Hundsböftere, heimlich hinlegen, und denn dem armen Volk als'n unsichtbarer Fierk hinterm Rücken stehn und zusehn, wie's würrt, wie sie sich freuen und handschlagen, und nad dem unbefannten Wohlthäter suchen.“ (S. 227.)

Dr. Wolfgang Stammer, Hannover.

	Bücherbesprechungen	
Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen. Die Schriftleitung schickt den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Belegbuste ohne besondere Aufforderung zu.		

Geschichte der Westfälischen Dialektliteratur. Von Hermann Schönhoff. Münster i. W. 1914. Verlag von August Greve. 69 S. 8°. Kart. 1.50 Mk.

Das Büchlein gibt einen knappen, ansprechenden Überblick über die Westfälische Dialektliteratur vom Ende des 18. Jahrhunderts an. Die Charakteristiken sind treffend und gut, manche ganz vorzüglich. Angenehm berührt, daß Schönhoff seine Heimatsdichter nicht überschätzt; vielleicht hätte er noch mehr, als er es schon tut, darauf hinweisen wollen, daß neuere niederdeutsche Lyriker gerade in Westfalen zwar Niederdeutsch dichten, aber nicht denken; sehr oft ist ihre Sprache nichts als eine Übersetzung aus dem Hochdeutschen; besonders in der Syntax fällt dies auf. Auch Augustin Wibbelt ist nicht frei davon. Endlich kommt auch Franz Giese zu Ehren, der neben dem originellen und oft originell fein vollenden Hermann Landois wider Gebühr vergessen worden ist. Gänzlich unzureichend ist leider das erste Kapitel geraten, welches für die ältere niederdeutsche Literatur in Westfalen nur „Heldenlieder“ und „Schwänke“ kennt. Dies zeigt wieder deutlich, wie viel noch die Forschung auf mittelniederdeutschem Gebiete zu leisten hat; hier liegen überall noch lockende Probleme, für deren Hebung wenig geschehen ist. Mit Glück hat Schönhoff es vermieden, eine „westfälische Volksseele“ zu konstruieren und aus ihr nun womöglich in verhängnisvollem Zirkelschluß zu abstrahieren, wie die westfälischen Dichter schreiben müßten; trotzdem ist er selbstverständlich den Einflüssen der Heimat, des Bodens, der Kultur nachgegangen, hier und da vielleicht zu wenig. Eine sorgfältige Bibliographie beschließt das schöngedruckte Büchlein. — Zu S. 16 sei ergänzend bemerkt, daß der Herausgeber Lyras in der Quickbornbücherei ein Osnabrücker ist. In der Bibliographie habe ich einige Namen, wie Bernard Bahlmann, Minna Schoof u. a., vermißt. Ferner fehlt auffallender Weise bei Broxtermann seine Gesamtausgabe, besorgt von E. Wedekind (Osnabrück 1841).
Wolfgang Stammer, Hannover.

Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung nebst Textprobe und Wörterverzeichnis. Mit Unterstützung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung herausgegeben von Professor Dr. Otto Bremer. Beilage zum Korrespondenz-Blatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses 1914.

Vörsläg' to en eenheitlich plattdütsch Rechtschriewung. Rutgeben von'n Allgemeinen Plattdeutschen Verband, E. W., Berlin D. 34. Tosamstellt von **Albert Schwarz**, Berlin 1914.

Otto Bremer will, daß die Rechtschreibung dem plattdeutschen Schrifttum diene, und ist der Ansicht, daß wir uns das Sonderstück einer eigenen, selbständigen Rechtschreibung, die unserer plattdeutschen Sprache auf den Leib zugeschnitten wäre, nicht leisten könnten. Aus diesen Gründen folgt er der Mehrzahl der plattdeutschen Schriftsteller und schmiegt sich eng an die hochdeutsche Schreibung an, in der klaren Erkenntnis, daß man dem hochdeutsch eingelesebenen Gemeindemitgliede möglichst die vertrauten Wortbilder lassen müsse, die ja doch einzig gelesen werden von dem, der übers Buchstabieren hinaus ist. Er ist ein Mann der Wirklichkeit, der nicht Träumen nachhängt, sondern Arbeit tun will, die sich lohnt. — Albert Schwarz stellt diese Bremerische Rechtschreibung mit der Garbeschen und mit seiner eigenen zusammen. Er ist nicht für die Vereinheitlichung der plattdeutschen Schriftsprache, wie Robert Garbe und die um ihn sie erträumen (oder erträumten), wohl aber auch für die Rechtschreibung nach einheitlichen Grundsätzen, wengleich er sich nicht so sehr an das hochdeutsche Vorbild hält wie Bremer. Immerhin bringt auch er gesunde Ansichten vor. Wir können geruhig abwarten, wie die allgemeinen Plattdeutschen sich zu den drei Vorschlägen stellen werden. Robert Garbes Schreibweise hat mancherlei Vorzüge, die ich gar nicht verkenne. Dennoch bleibt sie für mich unerträglich und unannehmlich, weil sie durchaus unvollständig ist. Ich habe viele Leute danach gefragt und immer wieder gehört, daß man die Sprache nicht lesen könne, ja, daß es gar kein Plattdeutsch sei. Im übrigen ist die Frage augenblicklich nicht so brennend, als daß wir Quickborner uns sonderlich damit zu befassen hätten. Ich bleibe inzwischen im großen und ganzen bei Bremer, mit dessen Erkenntnissen ich größtenteils übereinstimme, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß ich dem Dinge zu gelegenerer Zeit nicht wieder nachhinge.

Georg Fock.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. Herausgegeben vom Verein für Rostocker Altertümer. IX. Band. Rostock 1915. In Kommission der Stillerschen Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Den Freunden des Niederdeutschen bringt der neue Band einen Aufsatz Dr. Gustav Rohfeldts über Mecklenburgische, besonders Rostockische plattdeutsche Hochzeitgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Es werden darin 17 niederdeutsche Hochzeitsprogramme ausführlich beschrieben, die in der Schweriner Regierungsbibliothek aufbewahrt werden. So bildet der Aufsatz eine wertvolle Ergänzung der Festschrift von Pfingsten 1908.

Paul Wriede.

Der Volksmund. Sprichwörtliche Redensarten, gesammelt von Edmund Hofer. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Geb. 2 Mt.

Es handelt sich hier im wesentlichen um eine durch M. Bruns besorgte Neuherausgabe der berühmten Hoeferschen Sammlung „Wie das Volk spricht“. Die mir vorliegende 6. Auflage (1870) dieser Sammlung ist jedoch um etwa ein Drittel umfangreicher. Die besten der zum Teil sehr drastischen Redensarten finden sich aber auch in dieser neuen Ausgabe, die eines guten Erfolges gewiß sein kann.

Paul Wriede.

Ut unse Rinnertied. Woord un Wief updahn van Georg Blifflager. Mit Viller van L. Richter un D. Pletsch. Verlag van W. Schwalbe. Emden 1913. B. u. 92 SS. Preis geb. 1,25 Mt.

Gegen die Wahrheit des alten Spruches „Ostfriesland non cantat“ (Ostfriesland singt nicht) haben die Ostfriesen selbst in den letzten Jahren den bündigsten Protest eingelegt, den man sich denken kann, indem sie nämlich für einen jeden aufzeigten, wie reiche Schätze an plattdeutscher Dichtung aus dieser eigenartigen Nordwestecke des niederdeutschen Gebiets hervorgegangen sind. Adolf Duntmanns Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch (Mürich 1911) hat in Ostfriesland selber die größte Überraschung über diesen Reichtum hervorgerufen, so daß bereits nach Jahresfrist eine zweite Auflage herauskommen konnte. Ein kleines handliches Liederbuch für Ostfriesenvereine hat Emil Janssen-Hamburg 1912 in Esens erscheinen lassen. Jetzt folgt Georg Blifflager mit einer

hübschen Sammlung ostfriesischer Kinderlieder. Der Stoff ist nach den Altersstufen des Kindes geordnet, von den Wiegenliedern geht es durch bis zu den Spielen der größeren Kinder, ein letzter Abschnitt enthält eine kleine Rätselsammlung. Der volkscundliche Wert des liebenswürdigen Buches ist unbestreitbar recht groß, zumal B. zahlreiche Melodien mitbeigegeben hat, die ein lebendiges Nachsingen der Lieder ermöglichen. Aber auch der Dialektforscher kommt auf seine Rechnung, da B. die Mundart der Liedertexte nicht normalisiert hat, sondern im Gegenteile oft genug dieselben Verschen in mehrfacher Überlieferung aus den verschiedensten Teilen von Ostfriesland nebeneinanderstellt. Der scharfe Trennungsstrich, der, von Nordwesten nach Südosten gerichtet, mitten durch die Mundarten Ostfrieslands hindurchgeht, kommt dabei deutlich heraus. Eine spätere, vollständigere Sammlung der ostfriesischen Kinderlieder, die dann ganz streng nach ihrer mundartlichen Herkunft getrennt werden sollen, stellt B. Seite IV in Aussicht. Möge ihm Muße und Kraft dazu beschieden sein!

C. Borchling.

Staatsjes un Döbntjes up ostfreesk Platt ut olle un neye Risten van C. J. Hibben in Leer. Leer 1913. Verlag van de „Verein vöör Heimatschutz un Heimatgeschichte in Leer — Ostfreesland“. 32 S.

14 kleinere Schnurren und ein plattdeutsches Vorwort, alles in der Mundart von Leer. Diese Mundart ist ein ausgesprochener Vertreter des Südwestostfriesischen, das wie die Mundart von Emden starke Beeinflussung durch das holländische erfahren hat. Ebenso sehr in einzelnen Ausdrücken des täglichen Umgangs, die aus der hochholländischen Kirchen- und Schulsprache des alten südwestlichen Ostfrieslands stammen, wie in bestimmten Laut- und Flexionserscheinungen, die aus den benachbarten niederdeutsch-westfälischen Mundarten der Provinzen Groningen und Drenthe in diese Teile Ostfrieslands eingedrungen sind. H. erzählt flott, die Sprache macht einen echten, kräftigen Eindruck; allerdings liebt H. es offenbar, kräftige, alte Wörter und Ausdrücke, die der jüngeren Generation schon verloren gehen, wiederzubeleben und reichlich einzustreuen, so wie es ganz ähnlich John Brinckman zu tun pflegte. Das hebt die Sprache zwar etwas ins Literarische, doch ist das ja wahrhaftig kein Schade.

C. Borchling.

Hein Löhmann un Konforten. Nedderdütsch Lustspill von C. Munzel. Verlag A. Möhlmann, Finkenwärder.

Munzel rollt in seinem Lustspiel ein Stück althamburgischen Lebens vor uns auf: die kleine Welt eines Speicherbodens, den er indessen statt nach dem Herrengraben oder der Herrlichkeit — wie es der ganzen Anlage des gemütlichen Stückes besser entsprochen hätte — in den modernen Hamburger Freihafen verlegt, und er bevölkert diesen Boden mit einer Anzahl Hamburger Gestalten, die sein wachsameres Auge an der Wasserkante erspähte, und die, in der Kamera seines Herzens verklärt, uns ein Bild breiten und behaglichen Lebens aus der guten alten Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm, vor Augen führen.

Die Handlung schildert den Aufstieg des rührigen „Wizen“ Karl Krummholz, der es versteht, die Geschäfte des durch den Tod von Hein Löhmann der Auflösung zutreibenden Quartiers kraftvoll weiterzuführen, die Leitung zu übernehmen und im richtigen Augenblick die Hausstöchter, Hanne Löhmann, den Armen eines hochstapelnden Schreibers zu entreißen und selbst als Braut heimzuführen.

Die schlichte, nicht sonderlich originelle Handlung will nicht recht in die Zeit der Flieger, deren wiederholte Erwähnung geschieht, passen. Der Wert des Stückes liegt vorwiegend in der Kleinmalerei des Lebens auf dem Speicherboden, in der Schilderung der Personen, des „kleinen Mannes“, der dem Verfasser mit Recht aus Herz gewachsen zu sein scheint, den er bei hundert Gelegenheiten in allen Lebenslagen belauscht und jetzt zu frohem Auserstehen im Bühnenleben berufen hat.

Durch die Liebe zu seinen Bühnengestalten, das Bestreben, den ihnen urbi-genen Humor genügend zur Geltung zu bringen, läßt sich Munzel jedoch eisweilen verführen, des Guten zu viel zu tun. Die Einstreuung seitentlanger

Erzählungen und Anekdoten in den Text ist — als das Fortschreiten der Handlung ungebührlich hemmend und dem Wesen des Dramas fremd — selbstverständlich nicht statthaft. Hier wird anlässlich der Aufführung im Altonaer Schillertheater der Blaustift des Spielleiters wesentliche Kürzungen vorgenommen und dadurch den Erfolg des Stückes vor Publikum und Presse gefördert haben.

Peter Berth.

Sungs, holt fast! Dole un nēie Kriigs- un Suldatenlāider. Sammelt un rutgēwen von Robert Garbe. Verlegt bi Eugen Niederichs in Jena 1915. Preis 25 Pfennig.

Das kleine Büchlein schließt sich in Ausstattung und Gestalt an die hochdeutschen Kriegsliederbücher des Jenaer Verlages an. Es enthält 22 ältere und neuere plattdeutsche Lieder, darunter Reuters Eitbom, Helmuth Schröders „Suldaten mutt 't gewen“, Brindmans „Rammrad kumm!“, Schraders Hanjatenleed, also Gefänge, die es vollkommen genug machten, wäre es nicht in der unvollständlichen Rechtschreibung D. R. G. gedruckt. Herausgeber und Verleger müssen ja wissen, weshalb sie daran so zäh festhalten. Ich bin jedoch der Meinung, daß der Absatz auch dieser Veröffentlichung gegen ihre und für meine Ansicht sprechen werde, daß das Volk durch derlei Unbequemlichkeiten dem plattdeutschen Buche gewiß nicht gewonnen werden kann. Und so ist es wieder einmal schade um den Aufwand, der vertan ist. Übrigens lag zu einer Verplattdeutschung der Wacht am Rhein keinerlei Anlaß vor, denn dieses Lied wird niemals von einem norddeutschen Soldaten so gesungen werden. Für einen, der das Volk kennt, ist das eine nutzlose Spielerei. Sehr erfreulich ist aber der andere Weg, den Robert Garbe betritt, wenn er zu neuen niederdeutschen Liedern niederdeutsche Weisen erfindet, wobei ich allerdings zu tonfremd bin, um den Wert dieser Vertonungen beurteilen zu können. Aber schon der Wille ist hier willkommen zu heißen.

Gorch Fod.

Plattdütsche Reem'n (Mundart twischen Elw' un Aller, oölmärk'sch) van Albert Schulenburg. Eigen Bölag van dean Böfoater. 45 S. 1 Mk. In Reime gebrachte heitere und ernste Jugend- und Heimaterinnerungen des in Erfurt lebenden Verfassers, an denen man im engeren Kreise seiner Freunde und Landsleute wohl hier und da Gefallen finden wird.

Paul Briede.

Kataloge. Antiquariatskataloge, in denen niederdeutsche Bücher enthalten sind: Otto Harrassowitz, Leipzig, Nr. 367. — Friedrich Meyers Buchhandlung, Leipzig, Nr. 126.



Aus Zeitschriften und Tageszeitungen



Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

- Wilhelm Henze.** (Zum 70. Geburtstag, 16. Februar 1915.) Von Dr. Riemer. (Niedersachsen, 20. Jhg., Nr. 10.) — Von G. F. R. (Hannoverland, 1915, 1.)
- Emanuel Hiel.** „Einst und jetzt“. Von Dr. Heinz Hungerland. (Ösnabrücker Zeitung, 14. November 1914.)
- Ferdinand Krüger.** Von F. Wippermann. (Lit. Beilage der Kösl. Volkszeitg., 18. Februar 1915.) — Von Karl Wagenfeld. (Niedersachsen, 20. Jhg., Nr. 11.)
- Fritz Lau.** „Fritz Lau und seine Werke“. Von Franz Dose. (Nordd. Kunstnachrichten, 1915, Nr. 2.)
- E. H. Walther.** „Verzeichnis der Schriften E. Walthers“. (Von C. Borchling. (Korr.-Blatt des V. f. niederd. Sprachforschung. 1915, Heft 35, Nr. 1 und 2.)

Volksprache und -dichtung. „Knabenspiele und -lieder aus Geseke in Westfalen“. Von Dr. Paul Henke. (Zeitschr. d. V. f. rhein. u. westf. Volkskunde, 11. Jhg., Nr. 3.) — „Bergischer Wetterkalender“. Von D. Schell. (3. d. V. f. rh. u. w. Volksk., 11. Jhg., Nr. 4.) — „Wie man in Redlinghausen sang und singt“. Von Dr. med. Misgeld. (Westfische Zeitschrift, Jhg. 1913 und 1914.)

Wortklärung. „Lidmaat und Webd“. Von Prof. Dr. Otto Menzing. (Mödersprat, 1. Jhg., Nr. 11.)

Flämische Sprache und Art. „Wir und die Blamen“. Von Friedr. Wilh. Pfeiffer-Helm. (Völler Kriegszeitung, 22. Febr. 1915.) — „Sprache und Stammesart der Belgier“. (Münchener Neueste Nachr., 24. Febr.) — „Die Blamen und wir“. Von D. Welzien. (Niedersachsen, 20. Jhg., Nr. 11.) — „Über die flämische Sprache in Belgien und unsere Fläminger“. Von Pastor Otto Böhlke. (Der Reichsbote, 27. Febr.) — „Blamen“. Von R. F. Kaindl. (Alldeutsche Blätter, 6. März.) — „Niederdeutsch in Französisch-Blandern“. Von W. E. Menghius. (Frankfurter Zeitg., 10. März.) — „Das Land der Blamen“. (Berliner Lokal-Anzeiger, 12. März.)

Neuplattdeutsche Bewegung. „Von der Wiederbelebung des Plattdeutschen“. Von Wilh. Böcker. (Hannov. Courier, 5. Januar 1915.) — „Der Krieg und die plattdeutsche Sprache“. Von D. Welzien. (Niedersachsen, 20. Jhg., Nr. 9.)

	<h2>Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg</h2>	
---	---	---

Staatsunterstützung für die Vereinigung Quickborn. Senat und Bürgerschaft der freien und Hansestadt Hamburg haben unserer Vereinigung die zunächst auf drei Jahre gewährte Staatsunterstützung wieder bewilligt und zwar für fünf Jahre. Wir sehen aus dieser Wiederbewilligung, daß unsere Arbeit sich dauernd der Anerkennung unserer gesetzgebenden Körperschaften erfreut, und werden uns bemühen, unsern Dank durch jähes Weiterstreben auf unserm Arbeitsgebiet abzutragen.

Quickbornmitglieder im Kriege. (Vgl. Heft 2, S. 70 und 71). Als zum Heere, zur Marine oder zum Sanitätsdienst einberufen sind uns bis Mitte März noch folgende Mitglieder bekannt geworden: Arth. Breyer, Rob. Brumm, Heinr. Deichmann, Otto Dethleffen, P. Frings, Kapitän D. Grafenhorst, G. Hamel, Dr. H. Heymann, Ernst Köppen, A. Langmaack, Prof. Dr. Lorenz, Otto Lüders, S. Nathan, Ad. Neumann, H. Richter, Johs. Rohde, H. Rohlf jr., Dr. Schwietering, Oscar Seelig, Dr. Hans Snoet, Hamburg; Dr. H. E. Müller, Bergedorf; Hans Gloy, Sande; Jacob Bödenadt, Amtsgerichtsrat Johannsen, E. Schnadenberg, Altona; W. Hansen, Blankenese; J. Heinr. Fehrs, Kremperheide; Öbering. Menzel, Kiel; B. Arnemann, Eckernförde; Erich Strenge, Schwerin; Dr. R. Vonhof, Bremen; E. Rahmeyer, Bremerhaven; Reg.-Baumeister Riefer, Hannover; Paul Hansel, Wilhelmshaven; E. Göttsch, Minden; Dr. Caselle, Münster; Rud. Krause, Hamm i. W.; J. Daene, Wilmersdorf; cand. Heesen, Gießen; Fritz Köster, Cannstadt, Oberarzt Dr. Bahn, Freiburg i. Br.

Den Tod fürs Vaterland starben unsere Mitglieder Ernst Köppen und Arnold Langmaack.

Das eiserne Kreuz erhielt unser Ehrenmitglied Bürgermeister Dr. von Melle, Magnifizenz, und unser Mitglied Privatdozent Dr. Wolfgang Stammler.

Verwundet wurde das Mitglied unseres Verwaltungsrates Dr. Gottfried Ruhlmann.

Nach den uns bis jetzt vorliegenden Mitteilungen sind etwa 100 Mitglieder einberufen worden, 6 starben den Heldentod, 8 erhielten das eiserne Kreuz, 1 eine andere Auszeichnung, 5 wurden verwundet. Diese Meldungen sind leider als durchaus unvollständig zu betrachten. Wir wiederholen daher nochmals unsere dringende Bitte um umgehende Ergänzung unserer Liste.

Ebenso bitten wir die Angehörigen unserer einberufenen Mitglieder, uns doch die genauen Feldadressen aufzugeben, damit wir unsere im Felde so willkommene Zeitschrift (siehe „Kriegsbriefe“) hinaussenden können.

Niederdeutsche Kriegsbücherei. Für die Niederdeutsche Kriegsbücherei zeichneten bis Mitte März 1915:

- 100 Mk. Herr Hugo Fischer, Lima.
 je 10 „ die Herren Joh. S. Brumm, Aug. Dunder, Präsident Dr. Engel.
 3 „ Herr S. Pienau.
 2,20 „ St., Schrullenstrafgeld.

Den Eingang obiger Beträge bestätigt mit herzlichem Dank

Reimers Dr., Kassierer.

Seit der Quittung im Januarheft der „Mitteilungen“ haben sich bis Mitte März durch Bücher Spenden an unserer Kriegsbücherei beteiligt: Fr. B. Steenholtz, Hoyer (4 Bücher, einige Hefte), D. Delfs, Malente (40 Bücher), Jacob Bödemadt (15 Bücher, einige Hefte), W. Sievert (2 Spiele), Fr. Th. Ludwig, Bad Kreuznach (36 Bücher), Johs. E. Rabe (4 Bücher), Realschullehrer Riene (3 Bücher), Ungenannte (21 Bücher), Verlag Hansa (1 Buch), Frau Elkan (77 Bücher), Steindorff & Co. Nachf. (9 Bücher), E. Schlotte (6 Bücher), Fr. M. Pepper (10 Bücher), R. Sarasin, Basel (40 Bücher), Ferd. Hagelstein (2 Bücher), Chs. Jarchow, Chicago (280 Bücher).

Soweit ein Ortsname fehlt, ist der Wohnort Hamburg.

Für alle obigen Spenden dankt herzlichst

Paul Wriede, 1. Vorsitzender.

Bücher werden an unsere Sammelstelle für niederdeutsche Kriegsbücher im Hause des Verlages Alfred Janssen, Hamburg, Spitalerstraße 12 (Semperhaus), Geldsendungen an unsern Kassierer, Rechtsanwalt Dr. Fr. Reimers, Hamburg, Hermannstraße 20, erbeten. Bestätigung aller Eingänge wird in den „Mitteilungen aus dem Quichborn“ erfolgen. (Man beliebe die unsere Kriegsbücherei betreffenden Stellen der „Kriegsbriefe“ in diesem Heft zu beachten).

Jahresbeiträge für 1914/15. Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß bis Mitte März 1915, noch folgende Mitglieder unserer Vereinigung erhöhte Jahresbeiträge gezahlt haben:

- a) statt 6 Mark
 je 10 Mk. Frau Anna Brettschneider, die Herren Senator Holthufen, Direktor Carl Jönssen, Chr. Klock, E. Stahl, Dr. Sobler (Hamburg), Justizrat Stammer (Altona).
 b) statt 3 Mark
 10 Mk. der Verein für Bierländer Kunst und Heimatkunde.
 je 6 „ Direktor Johnsen (Heide), P. Vetterli (Burgthude).
 5 „ Dr. A. Brede (Köln a. Rh.).
 je 4 „ Dr. S. E. Müller (Bergeborf), G. Wilder (Oldenburg), Dr. Hans Haupt (Erfurt), Fr. Gertrud Jverfen (München).

Reimers Dr., Kassierer.

Außerordentlich erfreut sind wir darüber, daß die meisten der im Felde stehenden Mitglieder entweder ihre Angehörigen daheim zur Beitragszahlung angewiesen haben oder den Beitrag aus dem Felde geschickt haben. Selbstverständlich schicken wir den Mitgliedern die „Mitteilungen“ sehr gern nicht nur ins Feld, sondern auch in die Heimat. Verlorene Exemplare werden wir später gern ersetzen.

Der Beitrag für die im Stadt-Postbezirk Hamburg-Altona wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 6 Mark (für die Zeit vom 1. März bis 30. September 3 M.), für die außerhalb dieses Bezirkes Wohnenden mindestens 3 Mark, für Vereine und Körperschaften ohne Rücksicht auf ihren Sitz mindestens 6 Mark. Die dem Quickborn angeschlossenen Vereine können die Veröffentlichungen (Vereinszeitschrift und Quickborn-Bücher) für ihre Mitglieder zu einem mit dem Verwaltungsrat zu vereinbarenden Betrage beziehen.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. Oktober 1914 bis 30. September 1915. Neueintretende Mitglieder belieben den von ihnen zu entrichtenden Beitrag an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11, einzuzahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu überweisen. Postanweisungen wolle man nur an den Kassierer, Herrn Dr. Fr. Reimers, Hamburg, Hermannstr. 20, richten. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. Über die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ quittiert werden. — Die Einladungen zu den Hamburger Veranstaltungen werden nur an diejenigen Mitglieder geschickt, die mindestens 6 Mark zahlen.

Mitgliederversammlungen. (Kleine Vortragsabende im Patriotischen Gebäude) 168. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 26. Januar 1915. Dr. C. J. Hansen von Antwerpen und die alldietsche Bewegung. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo es eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Politik wie des deutschen Volkes sein muß, die vlämisch sprechenden Teile Belgiens für den germanischen Gedanken und für den Anschluß an das deutsche Geistesleben wiederzugewinnen, verlohnt es wohl der Mühe, die älteren Bestrebungen dieser Art auf deutscher wie auf vlämischer Seite kennen zu lernen. Diese Bestrebungen würdigte Prof. Dr. Conr. Borckling in einem prächtigen Vortrage, der zugleich eine vortreffliche Ergänzung seines vor wenigen Wochen ebenfalls im Quickborn gehaltenen Vortrages über den vlämischen Sprachkampf abgab. Deutsche Gelehrte und deutsche Dichter haben ja in allen Entwicklungsphasen der vlämischen Bewegung des 19. Jahrhunderts, ehe sie rein politisch wurde, kräftig mitgeholfen, den germanisch-niederdeutschen Charakter des vlämischen Volkes zu stärken und seiner Kraft bewußt zu machen. In den ersten Jahrzehnten nach 1830, als es galt, dem vlämischen Volk erst einmal wieder ein Stammesbewußtsein zu schaffen, hat Heinrich Hoffmann von Fallersleben in den 12 Bänden seiner „Horae Belgicae“ die schönsten Denkmäler aus der Blütezeit der altvlämischen Dichtung zu neuem Leben erstehen lassen. In enger, freundschaftlicher Verbindung mit den Führern der vlämischen Bewegung hat er durch seine prachtvollen Lieder an Vlaemisch-Belgien, durch begeisterte Trinksprüche, wie durch die zarte Lyrik seiner dem Stil der altniederländischen Poesie täuschend nachgebildeten „Loverkens“ die junge Bewegung wirksam gefördert. Nicht so ins Auge fallend, aber dennoch bedeutsam genug ist etwas später der Einfluß unseres Klaus Groth gewesen, dessen Stellung als Führer der neuniederdeutschen Sache wohl nirgends so uneingeschränkt anerkannt worden ist wie in den Niederlanden. Als Groth 1861 zum ersten Male persönlich auf dem Niederländischen Kongreß in Antwerpen erschien, lernte er hier den Stadtbibliothekar von Antwerpen, Dr. C. J. Hansen, kennen, der gerade ein Jahr vorher durch seine „Reisbriefen uit Diefschland en Denemark“ ein neues Programm, das der „Alldietschen Bewegung“, aufgestellt hatte. Ihm schwebte nichts weniger als die sprachliche und literarische Einigung der gesamten niederdeutsch sprechenden Lande von Dänemark bis Königsberg vor. Zu diesem Zwecke hatte er zunächst eine „alldietsche Schwurbrüder“ aufgestellt, nach der Namen, Holländer und Niedersachsen gleichmäßig gut ihre eigene Sprache schreiben und die des anderen sollten lesen können. Hansen faßte diese Gemeinschaft aller niederdeutschen Stämme unter der Bezeichnung „Diefsch“ zusammen, seinem „Diefschland“ stellte er das hochdeutsche „Deutschland“ und Skandinavien als Schwestern zur Seite. Hansen war es heiliger Ernst mit der Verschmelzung der vlämischen und der plattdeutschen Sprachbewegung,

aber dieser Idealist hatte leider allzuwenig reales politisches Verständnis. Sein Hauptfehler war die Unterschätzung des Hochdeutschen und seiner Stellung in Deutschland; ihm war Deutschland immer noch das Land der Dichter und Träumer, die deutsche Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts war diesem „Alldietschen“ unbekannt und unverständlich. So ist denn der Krieg von 1870/71 und die Begründung des neuen deutschen Reiches die stärkste Hemmung des alldietschen Gedankens geworden, wie er ja überhaupt unsere Beziehungen zu Belgien sehr ungünstig beeinflusst hat. Zwar hat Hansens liberaler Antwerpener Kreis seine alldietschen Gedanken noch bis in die achtziger Jahre hinein noch treu festgehalten, aber dieser Kreis verlor in den politischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte immer mehr an Zahl und an Einfluß, und das politische Blamentum verbündete sich immer mehr mit dem Klerikalismus, der Deutschland seit dem Kulturkampf ablehnend gegenüberstand. Hansen erlebte es noch, daß im Jahre 1898 eine von deutschen, holländischen und vlämischen Gelehrten und Politikern unterstützte Zeitschrift „Germania“ seine alten Ideen, jetzt aber im Sinne unseres „Alldeutschen Verbands“, wieder aufnahm. Aber auch diese Zeitschrift ging nach einigen Jahren wieder ein. Seitdem ist nichts geschehen, um das geistige Band zwischen Vlamen und Deutschen fester zu knüpfen, und es bedurfte erst der gewaltigen Aufrüttelung des Weltkrieges von 1914/15, um uns Deutsche aufs Neue unsere heilige Pflicht gegen das vlämische Volk zu lehren.

169. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 23. Februar 1914. An diesem von Herrn Paul Hoffmann geleiteten Vortragsabend wurden plattdeutsche Vieder zur Laute und zeitgemäße Dichtungen von den Herren Rud. Dethleffen und G. Clasen zu Gehör gebracht. Die ernste und doch so zuversichtliche Stimmung, die heute unser Volk wie am ersten Mobilmachungstage erfüllt, sprach aus den Vorträgen und riß die zahlreiche Zuhörerschaft mit fort. Manches Auge wurde feucht bei der Vorlesung von Fris Laus „Sturmflotten“ und Reuters „O! en lütt Gav för Dütschland“ durch Herrn Clasen, und stolz schlugen alle niederdeutschen Herzen bei dem „Etkomlied“. Unter großem Beifall sang Herr Dethleffen mehrere von Fris Jöde komponierte Gedichte von W. Seemann, von denen besonders „De Landstorm“ gefiel. Herr Clasen erfreute die Zuhörer noch mit der Episode „De Breef“ aus „Maren“ von J. H. Fehrs und Gorch Fock's „Hinnenborg“, und den Schluß bildeten eine Reihe echter niederdeutscher Volkslieder, deren Zauber sich niemand entziehen konnte.

Die Vereinsbibliothek, die sich im deutschen Seminar befindet, ist mit diesem nach Rothenbaumchauffee 36 verlegt worden. Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwoch vormittags von 11 bis 12, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen. Die Mitgliedskarten sind bei jeder Bücherentlehnung vorzuzeigen.

Als Geschenke oder Pflichtexemplare (laut § 6 unserer Satzung) gingen bis Mitte März von den Verfassern ein: Verneisen „Hoffmann von Fallersleben als Vorkämpfer der nld.-vlämischen Literatur“, Misgeld „Wie man in Reddinghausen sang und singt“ (S.-A.), Wagenfeld „Krieg“, Much „Soldatenpredigt“, Wagenfeld „Krieg“, endlich einige der in diesen Blättern besprochenen Werke, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen. Allen gütigen Gebern sei herzlichst gedankt!

Durch Kauf kamen hinzu: Reineke de Vos (Cutin 1798), Reinaert de Vos (Sent 1850) und viele andere Werke.

Den Mitgliedern sei eine eifrige Benutzung der Vereinsbibliothek wiederholt empfohlen. Ein übersichtlicher Zettelkatalog steht in der Bibliothek zur Verfügung. Die Bücherei der Dr. Theobald-Stiftung befindet sich jetzt ebenfalls im deutschen Seminar (Rothenbaumchauffee 36).

Verwaltungsrat. Frau Hannah Ruhlmann, unseres seit August 1914 im Felde stehenden Dr. Gottfried Ruhlmanns Gattin, ist dem Verwaltungsrat auf sein Ersuchen beigetreten. Auf eine weitere Ergänzung über die Zahl der von der Hauptversammlung gewählten Mitglieder hinaus hat der Verwaltungsrat einstweilen verzichtet.

Neue Mitglieder.

(Bis Mitte März 1915.)

Frau Ebeling, Hamburg	Herr Hofrat Broderfen, Bergedorf
Herr Paul Frings, a. Z. im Felde	" Ernst Mohr, Barmstedt
" Kapitän D. Grafenhorst, a. Z. im	" Marine-Obering. Carl Menzel,
Dienst der Kaiserlichen Marine	a. Z. Kiel
" D. Hartleb, Hamburg	" Paul Hansel, a. Z. G. M. E.
Oberschwester Anna Jeklin, Hamburg	" Posen"
Frau S. Kuhlmann	" Ing. W. Piette, Bochum
Herr Prof. Dr. Hans Much	" Referendar Dr. Hans Maus,
Frl. Paula Reich	" Berlin-Halensee
Herr R. Stöger	" Pastor Otto Bölke, Blönsdorf
" Prof. Dr. H. Winkler, Direktor des	(Bez. Halle)
Botanischen Gartens, Hamburg	Frl. Therese Ludwig, Bad Kreuznach
Verein der Niedersachsen und Friesen, Posen.	

Werbetätigkeit. Unsern hilfsbereiten Werbern haben sich neuerdings einige unserer bei der Fahne stehenden Mitglieder angeschlossen. Möge ihr gutes Beispiel zahlreiche Nachahmung finden, damit unser „Quickborn“ aus dieser schweren Zeit ungeschwächt hervorgehe. Als Werber im Felde bewährten sich die Mitglieder: Jul. Broszjnsky (in Belgien), Martin Schöer (auf der Nordsee), Dr. Nöbcke (in Kiel), Carl Wolff (in Stade). Daheim warben erfolgreich: Frau F. Peters, Frau Dr. Kuhlmann, die Herren Job. Beyer (Bremen), G. Finke (Schöneberg), W. Kölln, Gerichtsfretär Lammers (Pinneberg), C. Rüdemeffer, H. W. Sievert, J. C. Stüdden und Paul Wriede. Auch unsere Kriegsarbeit (Kriegsbücherei, Lazarettvorträge usw.) hat sich als werbetätig gezeigt.

Lazarettvorträge. Um die Einrichtung und Leitung der seit Anfang 1915 von uns veranstalteten plattdeutschen Unterhaltungen für verwundete Krieger sorgte mit nie ermüdem Eifer Frau Dr. G. Kuhlmann. Bis Mitte März machten sich durch Vorlesungen die Herren Hans Langmaack, Fritz Lau (Glückstadt) und August Boff durch Vorlesungen, Rud. Dethleffen durch Vieder zur Gitarre verdient. Einleitende Ansprachen hielten die Herren Langmaack, Kabe, Stübe und Wriede. Die weitere Vertretung des Quickborns bei den Unterhaltungen haben auf die Bitte des Verwaltungsrates die Mitglieder E. W. Friedrichson und Johs. Stübe freundlich übernommen. — Auf mehrfache Anfragen sei geantwortet, daß als Zuhörer nur verwundete Krieger zugelassen werden können.

Wir sammeln plattdeutsche Kriegsdtichtungen für unser Kriegsarchiv, sind daher jedem Verfasser oder Leser dankbar, der uns solche entweder ein-sendet oder wenigstens nachweist. Für die uns bisher eingeschickten Dichtungen sagen wir besten Dank.

Die Quickborn-Bücher und die Vereinszeitschrift werden den Mit-gliedern der Vereinigung Quickborn kostenfrei geliefert. Neueintretenden werden die in der Beitragszeit erschienenen Veröffentlichungen nachgeliefert. Die früher erschienenen Bücher „Holstenart“ von Johann Hinrich Fehrs und „Von alten Hamburgischen Speichern und ihren Leuten“ von Johs. E. Kabe, „Schnack und Schnurren“ von F. W. Lyra, „Van Jabestrand un Werferkant“ von Th. Dircks und „Finkwarder Speeldeel“ von Gorch Fock und Hinrich Wriede sind für 50 Pf. das Stück durch den Buch-handel zu beziehen. Im neuen Vereinsjahre wurde bisher ausgegeben: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ von Klaus Groth. Im Er-scheinen ist begriffen „Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg“ von C. Rud. Schnitger. Weitere Bücher werden vorbereitet.

Wohnungsänderungen beliebe man, um eine Verzögerung in der Zusendung der Drucksachen zu vermeiden, recht frühzeitig anzumelden.

Das nächste Heft der „Mittellungen aus dem Quickborn“ erscheint vor-aussichtlich im Mai oder Juni 1915.

Redaktionschluß für das vorliegende Heft: 22. März 1915.

Verantwortlich für die Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg
und verantwortlich geleitet von Paul Wriede, Hamburg 25.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.